Durch zwei Menschenalter.

Novelle

von

Golo Raimund.

Erster Band.

Hannover.

Carl Rümpler.

1863.

Druck von August Grimpe in Hannover.

1.

Wenn das Auge des Reisenden in diesem Zeitalter der Industrie, der Thätigkeit, aber auch der Gewinnsucht, fast überall, selbst in früher so stillen Gegenden, den Zeugnissen menschlichen Erfindungsgeistes, gewerblichen Fortschrittes und lauter Geschäftigkeit begegnet, so schaut es wohl mit einer gewissen befriedigten Zuversicht darauf hin; allein wo an Bergesabhang eine zierliche Villa uns entgegenlacht, wo das rothe Dach eines Jägerhäuschens aus dem verschwiegenen Waldesgrün hervorschimmert, oder dunkle Bäume sich in der klaren Tiefe eines stillen See's spiegeln, da bleibt der Blick ruhen voll Entzücken, voll unbestimmter Sehnsucht, als müsse hier das Glück

weilen, als sei hier Frieden und Ausruhen zu finden, Vergessen all des falschen und ehrsüchtigen Getriebes der Welt und der Leidenschaften des eigenen Herzens.

Dort, wohin wir unsern Leser führen, entrollen seinen Blicken sich beide Bilder in enger Vereinigung und doch in wohlthuendem Contrast. Denn während unten im Thale Hoch- und Puddelöfen dampfen und mehrere schmucklose, lang gestreckte Gebäude auf ein umfangreiches Etablissement schließen lassen, locken die dunkeln stillen Laubgänge uralter Buchen und Kastanienbäume, die einige Minuten davon entfernt liegen und den Hauptschmuck der herrlichen Gartenanlagen bilden, welche ein elegantes, in modernem Style aufgeführtes Wohnhaus umschließen, zum Ausruhen und zum Genuß.

Es war Vieles anders geworden an diesem schönen, stillen Orte, und die alten Bäume, wenn sie hätten reden können, würden gar Manches zu

erzählen gehabt haben seit der Zeit, wo vergangene Geschlechter hier blühten und erloschen bis heute, wo die ehrwürdigen Gebäude, die sie bewohnt hatten, längst verfallen waren und dem hübschen Wohnhause Platz gemacht hatten.

Jetzt waren hier weitläufige Anlagen mit Sorgfalt gepflegt und nur theilweise noch umschlossen von der zerbröckelnden Mauer, die wohl einst zum Schutz gegen Feindesmacht gedient haben mochte und zu gleicher Zeit das stolze ritterliche Besitzthum streng abschied. Die spätern Besitzer hatten dieselbe als Umfriedigung ihres Parkes, als Schutz gegen das Wild, gegen Bettler und Diebe noch so ziemlich in Stand erhalten — jetzt war das anders. An dem Ende des Gartens, den ein klarer, tiefer Weiher begrenzte, fehlten auch die Reste dieser Mauer, und durch das Buschwerk und die jungen Baumstämme, die sich nach und nach das Terrain erobert hatten, führte ein schmaler Fußpfad geradewegs in den bergauf steigenden Wald.

Die Nachmittagssonne eines warmen Sommertages lag über dem Garten und dem See, und wie ihre Strahlen das Wasser mehr und mehr übergossen mit Glanz und blendender Helle, trafen sie fast schmerzend die Augen des jungen Waidmannes, der eben aus dem schützenden Dunkel des Waldes heraustrat und den See zu seinen Füßen überblickte. Er legte schirmend die Hand über die Augen und ließ dieselben prüfend, mit der Spannung und Neugier eines Menschen, der in eine neue, fremde Umgebung tritt, auf dem Bilde vor sich ruhen. Sein Blick flog hinaus über den glänzenden See und die dunkeln Baumgruppen — auf dem stattlichen Hause mit seiner blumengeschmückten Terrasse, auf dem weichen Rasenteppich davor blieb er haften. Nach und nach ließ die Spannung in den Zügen des Jägers nach, ein Ausdruck tiefer Rührung flog über sein jugendlich männliches Antlitz, seine Hand glitt langsam herab und legte sich einen Moment fest

auf seine Augenlider, als wolle er mit Gewalt eine heraufsteigende Weichheit zurückdrängen.

Das Jauchzen einer hellen Kinderstimme schreckte ihn auf, und das Roth, welches seine braunen Wangen überflog, zeigte, daß eine freudige Ueberraschung oder Begegnung in diesem Augenblicke ihm unerwünscht gekommen wäre. Schnell zog er sich wieder einige Schritte zurück in das Buschwerk am Ausgange des Holzes, das er vorhin verlassen hatte, und spähte dann umher, wer außer ihm an diesem stillen Orte sein möge.

Vergebens sah er sich nach einem Kinde um; nur eine ältliche Dame schritt einsam am Ufer daher, aber sie grüßte und winkte mit der Hand, wie es schien, nach einer Einbucht des Ufers, die den Blicken des jungen Mannes an dieser Stelle entzogen war.

Sie ging langsam und müde; ihr bleiches, mildes Gesicht war umschlossen von schon ergrautem Haar, das kaum zu ihren Jahren zu passen

schien, und das weiße Häubchen und die dunkle Kleidung gaben der ganzen Erscheinung etwas schmerzlich Ernstes, das aber wohlthuend gemildert wurde durch einen Ausdruck unaussprechlicher Güte.

Der Jäger hatte sich weit vorgebeugt in seinem Versteck; die Hand, welche die Büsche seitwärts bog, um freier sehen zu können, zitterte merklich, und eine unverkennbare Bewegung sprach sich beredt in seinen Zügen aus, als seine Augen die Dame erblickten und dann wie fest gebannt an ihrer Erscheinung haften blieben. Jetzt winkte sie noch einmal mit der Hand, und diese Bewegung gab auch dem Jäger Leben und Regung wieder. Er trat rasch und vorsichtig einige Schritte seitwärts, um zu sehen, wem ihr Gruß galt.

Unter den herabhängenden Zweigen einer Trauerweide unten am Ufer des Wassers saß ein junges Mädchen mit einem Kinde auf dem Schoße. Es war eine schlanke jungfräuliche Gestalt, und ihr Gesicht von wunderbarer, fremdartiger Schönheit.

Das reiche, tiefschwarze Haar, das in schweren Flechten zurückgelegt war, und Stirn und Schläfen frei ließ, jener goldig warme Ton der Haut, der jede Wallung des heißen Blutes durchschimmern läßt, und die rothen feingeschnittenen Lippen verriethen die Südländerin.

Das Kind auf ihrem Schoße gehörte offenbar den unteren Ständen an, es war einfach, fast ärmlich gekleidet, aber es war hübsch, sauber und rosig, und das helle Jauchzen, womit es nach dem goldenen, in der Sonne funkelnden Geschmeide des jungen Mädchens griff, entlockte diesem ein frohes Lächeln.

Es war ein hübsches Bild, aber der Jäger hinter den Büschen, der es in nächster Nähe hätte betrachten können, achtete gar nicht darauf, seine Blicke waren längst zu der andern Dame zurückgekehrt, die langsam dem Platze zuschritt, wo das schöne Mädchen mit dem Kinde spielte. Allein noch ehe sie ihn erreicht hatte, wurde die anmuthige

Scene mit einem Male auf eine unangenehme Weise unterbrochen.

Eine Frau mit einem etwa achtjährigen Mädchen kam raschen Schrittes und, ohne ihn in seinem Versteck zu gewahren, an demselben vorüber, folgte mit aufgeregtem Blick der Richtung, welche die Kleine an ihrer Hand scheu und furchtsam mit dem Finger andeutete, und eilte dann schnellen Schrittes das Ufer hinab, gerade auf das schöne Mädchen zu, dem sie das Kind ohne weitere Erklärung oder Entschuldigung mit einer zugleich hastigen und ängstlichen Geberde entriß. Das Kind fing an zu schreien, es wollte augenscheinlich bleiben, wo es ihm gefallen hatte, aber die Mutter nahm es fest in ihre Arme, schlug schnell und verstohlen das Kreuz über die Kleine und eilte, ohne umzuschauen, davon.

Auch das junge Mädchen war aufgesprungen; sie wandte jetzt dem Jäger voll ihr Angesicht zu, und wiewohl seine Seele mächtig bewegt war von

Eindrücken anderer Art, so erschrak er dennoch, so sehr war dies eben noch so liebliche Antlitz entstellt von Schmerz und Zorn. Er sah, wie ihre Hand krampfhaft und drohend sich zusammenballte, wie sie die feinen Lippen wie in bitterm Weh aufeinanderpreßte und dennoch jeden Laut des Unwillens oder Schmerzes bezwang.

Die ältliche Dame, die gleich ihm den Vorgang beobachtet haben mußte und auch sichtlich ihre Schritte beschleunigt hatte, erreichte jetzt die Stelle, wo das junge Mädchen noch hoch aufgerichtet und finstern Angesichts stand. Sie schien weniger betreten von der Scene, als der Lauscher hinter dem Gebüsch; nur kummervoll blickten ihre Mienen, als sie das junge Mädchen still in ihre Arme zog und den Kopf desselben an ihre Brust legte.

Es wurde nichts gesprochen, die Eine klagte nicht, die Andere tröstete nicht, aber als das junge Mädchen ihr Haupt wieder emporrichtete, war der finstere, gehässige Ausdruck verschwunden und, wie

milder Regen nach einem tobenden Gewitter, lag nur tiefe Traurigkeit auf ihrem Gesicht.

„Wie lange bleibst Du, Manuela," sagte die Dame mit sanftem Vorwurf; „Du bist das Festtagskind, von nah und fern sind alle Deine Verwandten gekommen, Dir Glück zu wünschen und Du fehlst, entziehst ihnen fortwährend Deine Gegenwart!"

Das junge Mädchen antwortete nicht, sie schaute die Dame nur mit einem zweifelnden Blicke an und schüttelte dann traurig den Kopf.

„Auch der Onkel ist heimgekommen, Manuela, Deinetwegen heimgekommen," begann die Dame wieder, „er fuhr schon vor einer halben Stunde auf den Hof. Er ist die Nacht durchgereist, um heute in dem Kreise Deiner Lieben nicht zu fehlen."

„Meiner Lieben!" wiederholte das junge Mädchen mit unaussprechlicher Bitterkeit. „Wie muß ich Dich dann nennen, Tante Josefa?"

„Manuela," bat die Dame mit sanftem Ton, „thue mir nicht weh durch so viel Zweifel und

Geringschätzung; verkenne es nicht, daß sie aufmerksam und liebreich gegen Dich sind."

„Aufmerksam!" rief das Mädchen mit plötzlicher Leidenschaft, „ja, aufmerksam sind sie, Gott weiß es am besten, der es sieht, wie diese Last mich drückt. Aber liebreich sind sie nicht, liebreich bist Du, Du allein."

„Der Onkel hat wundervolle Gaben mitgebracht für Dich," sagte die ältere Dame nach einer kleinen Pause ablenkend und mit schüchternem Ton. „Mich blendet nicht der Werth, aber die Aufmerksamkeit, mit welcher er auf jeden Deiner Wünsche geachtet hat."

„Mich blendet nichts," entgegnete das junge Mädchen ruhig; „ich liebe die falschen Steine nicht."

Die Dame schwieg einen Augenblick betreten still; „aber die echten, Manuela," sagte sie dann weich.

Das junge Mädchen nickte stumm.

„Ich nehme das wörtlich, Manuela," begann jene wieder und zog ein Etui hervor. „Ich dachte,

es sei heute an Deinem Namenstage eine passende Stunde, Dir mit dem Schmuck Deiner Mutter auch zugleich ein theures Andenken zu geben. Der Onkel hat ihn nach so vielen Jahren vom Juwelier nachsehen lassen und ihn eben mit zurückgebracht. Aber eine so theure Gabe, meinte ich, sollte ihren Platz nicht unter all den übrigen Dingen finden, die Du vielleicht mit gleichgültigen Augen betrachtest, und deshalb kam ich hierher, wo wir allein sind und nichts Deine Gedächtnißfeier stört."

Die Dame schlug behutsam den Deckel des Etuis zurück und Brillanten von seltener Schönheit funkelten und strahlten dem Mädchen daraus entgegen. Kein Laut der Bewunderung oder der Freude entrang sich ihren Lippen, stumm und unverwandt blieben ihre Blicke darauf ruhen und endlich fielen warme Thränen auf das blitzende Geschmeide nieder.

„So rein und leuchtend wie diese Steine war das Herz, das einst darunter schlug," sagte die

Dame mit bebender Stimme; „so rein sei auch das Deine, Manuela.“

„So rein mein Herz,“ sagte das junge Mädchen schmerzlich, „so klar mein Geist! O, wie ich sie liebe, die Klarheit — muß, muß es denn Nacht werden, Josefa, ewige Nacht?“

Die Dame zog erschüttert das aufgeregte Mädchen an ihre Brust. „Manuela,“ sprach sie sanft und bittend, kann es denn Nacht werden, wo Liebe das Leben erhellt — und liebe ich Dich nicht treu und zärtlich wie eine Mutter?“

„Ja,“ sagte das junge Mädchen mit tiefer Ueberzeugung, „ja, Tante Josefa, Du liebst mich. Aber Deine Liebe kann den Tag nicht heraufbeschwören, sie ist nicht die Sonnengluth, die das Dunkel bannt, sie ist das milde Mondlicht, was die Nacht verschönt, — Tag wird es nimmer.“

Sie ließ sich in das weiche Gras zu den Füßen der Dame nieder und verbarg das Haupt in dem Schoße derselben. Keine sprach, man sah es nur

an dem Beben, das durch die schlanke Gestalt des jungen Mädchens ging, daß sie tief und schmerzlich weinte.

Plötzlich fuhr die ältere Dame zusammen. „Der Onkel! Manuela," rief sie mit unverkennbarer Aengstlichkeit, „er kommt selbst, Dich aufzusuchen. Nimm Dich zusammen, mein Liebling; Du weißt, welche Sorge ihm diese finstern Vorstellungen machen und —"

„Wie theuer ich sie mit dem letzten Schein meiner Freiheit bezahlen muß," fiel das junge Mädchen mit trauriger Bitterkeit ein. „Ich will ihm meine Thränen ersparen und mir seine fürsorgliche Liebe. Habe keine Angst; wenn seine Augen so durchbohrend auf mir ruhen, erlahmen meine Gedanken und stockt meine Zunge — er bringt die Nacht!"

Die Dame erhob sich und wollte ihr folgen, aber das junge Mädchen winkte ihr mit einer hastigen Geberde, zurückzubleiben. „Allein will

ich ihm entgegentreten," sagte sie; „die Thränenspuren in Deinen Augen finden schwerer Vergebung, als in den meinigen, und wenn ich auch an dem traurigen Tage, den sie meinen Festtag nennen, keine Freude um Dich verbreiten kann, so sollst Du doch verschont bleiben von Vorwürfen und Anmaßung."

Der Lauscher im Gebüsch war bei diesen Worten schmerzlich zusammengefahren, besorgt richteten seine Blicke sich auf das bleiche, milde Antlitz der Dame, welche noch zögernd und unentschlossen an derselben Stelle stand, während das junge Mädchen sich bereits entfernt hatte und nun mit einem ältlichen Herrn zusammentraf, der sie in seine Arme schloß und ihre Stirn mit einem Kusse berührte. Sie stiegen, wohl weil das Mädchen die bleiche Dame zu vermeiden wünschte, einen etwas höher gelegenen Weg hinan und der Jäger hatte in diesem Augenblicke Gelegenheit, die Züge des alten Herrn näher zu betrachten.

Es war ein großer, kräftig aussehender Mann mit klugen und festen Zügen, mit einer Stirn, hoch und gewölbt, wie von Eisen, und scharf blickenden Augen. Sein Gesicht war mehr bedeutend, als angenehm, Alles darin war Nachdenken, Berechnung und Ueberlegung, und nur ein eigenthümlicher Zug um die etwas aufgeworfenen Lippen deutete eine Genußsucht an und Leidenschaften, die doch manchmal der kühlen Ueberlegung Hohn sprechen können.

Er hatte den Arm des Mädchens durch den seinigen gezogen, nun der Pfad ein wenig bergan ging und sprach freundlich und lebhaft zu ihr, als er sie, ohne der Dame am Ufer unten einen Blick zu schenken, dem Hause zuführte.

Jetzt trat auch der Jäger aus dem Gebüsch, hoch aufathmend, denn zuletzt hatte die Rolle, die er spielte, ihn doch ein wenig gedrückt. Aber er war offenbar unschlüssig und uneinig mit sich selbst, wohin er sich wenden wollte. Wieder schweifte sein Auge

über die Gegend, über die dampfenden Oefen im Thal, über den glitzernden See und die blühenden Büsche des Gartens. Er blieb in Gedanken verloren stehen — da trat aus dem Walde die Frau heraus, die vorhin dem jungen Mädchen das Kind so ungestüm entrissen hatte. Sie trug es auf dem Arme, das größere Kind mit einem Korbe voll Waldbeeren ging neben ihr.

Obgleich die Bewegung in den Zügen des Jägers vorhin verrathen hatte, daß er nicht völlig unbekannt mit den angeführten Personen sein konnte, so schien er doch über seine Vermuthungen und vielleicht auch über das auffallende Betragen der Frau Gewißheit haben zu wollen, denn er hielt sie an.

„Wer ist der Herr, der dort geht?“ fragte er sie, auf den Mann deutend, der, mit dem jungen Mädchen am Arm, noch sichtbar zwischen den Büschen war.

„Der?“ fragte die Frau verwundert, daß

noch Jemand in Zweifel darüber sein könne, „der? das ist ja der Herr Siegmund Vorbeck.“

„Und die junge Dame, die vorhin Euer Kind auf dem Arme hatte?“

Die Frau sah ihn betreten an, fast mit Scheu. „O, das ist die tolle Spanierin,“ antwortete sie kurz.

„Und das Haus dort mit dem Garten, die Fabrik dort unten?“ fragte er.

„Das ist Eltach,“ sagte die Frau, seine Frage unterbrechend.

Der junge Mann seufzte tief auf und nickte beistimmend, wie zu etwas Bekanntem, mit dem Kopf. Was er eigentlich hatte erforschen wollen, das blieb nun unausgesprochen; der Klang dieses einen Wortes, dieser Klang, so süß und so lange nicht gehört, gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Er kreuzte die Arme über der Büchse und stützte den Kopf darauf; es schien, als könne er sich gar nicht satt sehen, als schimmerten seine

Augen in einem feuchten Glanze. „Meine Heimath!“ flüsterte er endlich bewegt, „meine Heimath, ich grüße dich!“

Die Frau trat dicht an ihn heran. „Was meint der Herr?“ fragte sie.

„Eure Heimath ist schön,“ sagte er.

„Das wollt' ich meinen,“ erwiederte sie mit einem gewissen Stolze. „Es wird überall Brod gebacken, aber schmecken thut's nirgend so, wie hier.“

Der Jäger nickte, seine Rührung bemeisternd, hastig mit dem Kopfe; er zog ein Geldstück heraus und legte es dem kleinen Mädchen auf den Korb.

Die Frau dankte geschwätzig. „Soll die Lena Ihnen auch erst auf den Weg helfen, Herr, wenn Sie vielleicht unbekannt hier sind?“ fragte sie diensteifrig.

„Nein, nein!“ erwiederte der Jäger abwehrend, „geht nur, ich danke Euch, ich finde schon heim.“

Die Frau mit den Kindern verschwand im

Walde, und vorsichtig sich umschauend, trat der Jäger an die Stelle zurück, wo er vorhin die Dame beobachtet hatte. Sie saß noch immer auf der Bank unter der Trauerweide, und jetzt hielt der junge Mann sich nicht mehr mit Beobachten auf, er schritt durch das Buschwerk schnell die wenigen Schritte bis zu ihr hinab. Durch das Knistern der Zweige aufmerksam gemacht, blickte sie auf und fuhr, sichtbar betroffen, empor, als mit einem kurzen, schnellen Sprunge der Jäger vor ihr stand. Nur eine flüchtige Minute blickten sie schweigend sich an; die Bewegung, die in den Zügen des jungen Waidmanns sich malte, schien ansteckend zu sein, denn die Dame begann zu zittern, ihre Hand suchte mechanisch nach einem Stützpunkt, und als er einen Schritt vorwärts that, um sie in seinen Armen aufzufangen, sank sie plötzlich mit einem leisen Aufschrei, die Augen verhüllend, auf ihren Sitz zurück.

„Verzeihung!" sagte der junge Mann langsam,

und es lag eine unsägliche Bitterkeit in seinem Tone. „Ich habe Sie erschreckt, gnädigste Frau; lassen Sie mich hoffen, nicht auch *beleidigt*."

Der Klang dieser Stimme, ach, der bittre Klang, gab der bleichen Frau schnell ihre Fassung wieder. „Mein Kind!" rief sie, beide Arme ausbreitend, „o mein Kind!"

Wie ein Zauberspruch wirkte dies eine Wort auf die streitenden, aufgeregten Gefühle des jungen Mannes. Er warf die Büchse ins Gras und lag, ihre Knie umschlingend, im nächsten Augenblick zu ihren Füßen.

Wortlos, lautlos fuhr sie mit bebender Hand über sein lockiges Haar; wohl öffnete sie ein paarmal die Lippen, aber die Stimme versagte ihr. Der Mann faßte sich zuerst; er war ja jung und ungebrochen, sein Denken und Fühlen elastischer, als das der Frau mit weißem Haar.

Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand in die seine. „Ich habe viel gewagt," sagte er,

und wieder mischte eine leise Bitterkeit sich in seinen Ton, „meine Ueberlegung ging unter in meinem Gefühl."

„Aber Du bereust es nicht, Constantin?" fragte die Dame mit bittendem Ton. „Ich habe so sehnlich, ach, so fest gehofft, daß Du einst wiederkommen würdest und mir Deine Verzeihung bringen, ich habe Gott so sehr darum gebeten, und der fröhliche Geber ist es, der Gnade findet vor seinen Augen, o, gieb sie mir von Herzen, Deine Verzeihung, mein Kind!"

Er beugte sich ergriffen zu ihr nieder und küßte inbrünstig ihre Hand.

„Und ein Mann bist Du geworden, ein stattlicher Mann," sagte sie, schmerzlich durch ihre Thränen lächelnd, „Deines Vaters Ebenbild," fügte sie schüchtern hinzu, als ihre Blicke eine Zeitlang sich in seine Züge versenkt hatten.

Er wandte sich finster ab und die Frau verstummte erschrocken.

„Mein Constantin," flüsterte sie wieder nach kurzem Schweigen, „o sieh mich an, mein Sohn; laß mich Dein Gesicht schauen, das liebe, lang entbehrte. Sag' mir, wie Du gelebt hast und bei wem; sag' mir, woher Du kommst und weshalb. O Constantin!" fuhr sie fort und ihr trauriger, sanfter Ton bekam eine fast leidenschaftliche Färbung, „Du weißt es nicht, was es heißt, zwei und zwanzig Jahre lang niedergedrückt zu werden durch Schuld und Vorwürfe und Verachtung, zwei und zwanzig Jahre lang auf Verzeihung zu hoffen und — vergeblich! Deshalb sei barmherzig; verachte mich nicht, denn ich bin tief unglücklich, vergieb, denn ich habe furchtbar gebüßt! Nenne mich einmal noch mit dem theuren Namen, der mir einst alles Glück der Welt sicherte, der mir nicht gebührte und auf den ich doch bis heute noch ein Anrecht habe, um meiner Liebe willen zu Dir."

„Meine Mutter," rief der Jäger gerührt,

„meine theure, verehrte Mutter! Ich habe nur Segen, nur Dank. Das Andenken an Deine Liebe ist der einzige Trost gewesen, der mit mir gezogen ist in meinem einsamen traurigen Leben."

„Und Dein Vater? Constantin," wagte die Dame noch einmal bittend zu erinnern.

„Meinen Vater kenne ich nicht," entgegnete der Jäger mit finsterm Trotz. „Er hat mich erziehen lassen durch fremde Leute, hat mich einsam aufwachsen lassen ohne Liebe und Schutz. Er hat seit zwei und zwanzig Jahren mich zweimal vor sein Angesicht beschieden und unsere Herzen sind jedesmal kälter geworden. Seit vier Jahren stehe ich auf eigenen Füßen — mein Wille wird mich nicht zu ihm zurückführen. Seine Härte und sein Hochmuth nahmen mir Eltern, Heimath und Namen; er hat nichts gethan, um diesen ungeheuren Verlust zu ersetzen, er hat mich verlassen und verleugnet, hat mich gekennzeichnet vor Jung und Alt, und mein Herz verbittert und erkältet."

Die Frau war noch bleicher geworden; sie bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen. „Hör' auf," flüsterte sie, „hör' auf. Mein war die Schuld, er ist unglücklich, wie Du!"

„Nein," erwiederte der junge Mann unwillig, „er ist hart."

„Du hast ihn seit Jahren nicht gesehen," begann sie wieder nach kurzem Schweigen und auf ihren Zügen lag etwas wie Enttäuschung, „er weiß also nicht, daß Du hier bist?"

„Nein," erwiederte der Jäger kurz.

„Und billigt es vielleicht kaum?" fuhr sie ängstlich fort.

„Das weiß ich nicht," sagte Constantin gleichgültig; „da ich aber seit gestern im Forsthause zu Ladenbruch meinen Dienst angetreten habe, so hoffe ich, wird mich Niemand über meinen Aufenthalt in dieser Gegend und in Deiner Nähe zur Rechenschaft ziehen. Will man die Liebe und Dankbarkeit für Dich, das verzeihliche Interesse für

den Ort, den ich die ersten glücklichen Jahre meines Lebens als meine Heimath betrachten durfte, nicht gelten lassen, so mag man mein Erscheinen in Eltach als eine nachbarliche Visite bei Herrn Siegmund Vorbeck deuten."

Der frohe Ausdruck, der einen Augenblick das bleiche Gesicht seiner Zuhörerin verklärte, als sie hörte, daß er dauernd in ihrer Nähe bleiben würde, machte bei dem letzten Theil seiner Entgegnung einer gewissen Aengstlichkeit Raum.

„Ein Besuch —" sagte sie zögernd, „denkst Du denn meinen Vetter Vorbeck aufzusuchen, Constantin?"

Er sah sie prüfend und mißtrauisch an, ehe er langsam antwortete: „nein, aber Dich."

Ein schwaches Roth überflog die bleichen Wangen der Dame. „Ich werde Siegmund fragen," versetzte sie schüchtern, „er pflegt mir nie einen billigen Wunsch zu versagen."

„Fragen!" brauste der junge Mann auf, „bist

Du denn seine Gefangene? Hat mein Vater es so weit kommen lassen, daß Du die Dienerin geworden bist, wo Du die Herrin warest! Freilich, freilich, an der Art wie der jetzige Herr des Hauses vor Jahren mich fortwies von seiner Schwelle, an der Art, wie das Kind, das meine Stelle ersetzte in Deiner Nähe, Dich schreiend hinwegdrängte von der Umarmung, die der traurige, verlassene Junge von Dir begehrte, hätte ich es wissen sollen, daß nicht allein Verachtung gegen mich, daß auch Tyrannei gegen Dich es sei, die das wagen durfte. Denn einst, einst hieß ich doch Dein Kind, und sie wußten es, Du hattest mich geliebt!"

„Wie sehr!" flüsterte die bleiche Frau.

„Sie durften es aber doch wagen, Dir und mir den Trost einer flüchtigen Stunde zu verkürzen," fuhr er zornig fort, „und sie werden es abermals thun, wenn man nicht fest ihnen entgegentritt. Ich bin seit jener Zeit frei und unabhängig geworden, und Du sollst es ebenfalls sein!

Du ziehst zu mir in mein stilles Forsthaus und giebst mir eine Heimath wieder, indem Du Dir selbst eine schaffst."

Sie wich erschrocken einen Schritt zurück. „Nein, nein Constantin, unmöglich," stammelte sie, „mich bindet meine Pflicht! Als Alles sich von mir wandte, als ich verlassen und verachtet keine Zuflucht hatte auf der weiten Welt, nahm Siegmund mich auf."

„Und war es ein freundliches Asyl, was er Dir bot, — ein liebreiches Herz?" fragte er scharf.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen; „mein eignes Schuldbewußtsein raubte mir den Frieden," sagte sie ausweichend; „erst strenge Pflichterfüllung lehrte mich das Leben tragen."

Der finstere Spott, der zuweilen die Züge des Jägers entstellte, trat wieder hervor. „Der Herr Siegmund Vorbeck scheint Dich als Wärterin und Wächterin einer Verrückten angestellt zu haben?" fragte er. „Er konnte es in der That nicht

weiser und bequemer für sich und seine Nichte einrichten."

„Thue mir nicht weh, Constantin," bat die Frau, traurig den Kopf schüttelnd, „es ist ja das Bedürfniß meines Herzens, Manuela zu lieben, und es schmerzt mich so sehr, wenn ich sehe, daß Jemand an ihrer Geistesklarheit zweifelt. Sie ist nur zur Schwermuth geneigt und hat durch Erziehung und abgeschlossene Lebensweise, die ihre zarte Gesundheit bedingt, etwas Eigenartiges bekommen, was die Menge flieht, weil sie es nicht versteht. Sie kann sich manchmal nicht aufraffen aus tiefer Niedergeschlagenheit und stillem Hinbrüten, und da sie mit allen ihren Bedürfnissen auf mich angewiesen ist, so —"

„Ist sie launisch und eigensinnig geworden," unterbrach der Jäger sie kurz, „und Du bist nichts destoweniger ihre dienstwillige Wärterin."

„O nein!" betheuerte die Dame, hielt aber inne, da ein Bedienter in reicher Livree am Ufer

daherschritt und, als er die Dame erblickte, ihr auf etwa sechs Schritte Entfernung ziemlich nachlässig zurief:

„Gnädige Frau, Sie möchten gleich zu Haus kommen, Fräulein Manuela ist in ihr Zimmer gegangen.“

Ein flüchtiges Roth überzog die bleichen Wangen der Dame, als des Jägers spöttisch triumphirender Blick sie traf. „Spricht man oft in diesem Tone zu Dir?“ fragte er. „Von allem Bittern, was ich erfahren habe, ist es das Herbste, Dich in dieser Stellung wiederzufinden.“

„Manuela's Ton hat sanft und liebevoll geklungen, als sie den Wunsch aussprach; ich weiß das gewiß,“ entgegnete die Frau mit inniger Ueberzeugung. „Was kann sie für ihre Schwäche — sie bedarf einer starken, liebenden Hand, um sie empor zu ziehen, und meine Kraft ist gebrochen.“

„Aber sie soll neu erstehen,“ entgegnete er fast heftig, „Du sollst es nicht ewig büßen, was

fremde Härte und der Unverstand der Welt verbrach."

„Ich bin ja heute auch glücklich, bin befreit von einer schweren Last, Constantin," entgegnete sie, „laß uns das nicht vergessen. Wann wirst Du wiederkommen?"

„Morgen," sagte er; „aber wohin?"

„Hierher," bat sie, „laß mich erst mit Siegmund sprechen. Morgen Abend um sechs Uhr findest Du mich sicher an diesem Platze." Sie schloß ihn fest und lange an ihr Herz und er hatte keinen Widerspruch für ihre Wünsche mehr.

„Wird Fräulein Manuela Dich auch nicht quälen mit Vorwürfen und Launen, daß Du noch einige Augenblicke gezögert hast?" fragte er nun.

Sie lächelte — „Sie hat mich lieb."

„Du liebst sie," sagte er mit eifersüchtiger Aufwallung, „ich glaube mehr als mich."

„Beide seid ihr mir theuer," erwiederte sie, „Beide gleich nah. Ich habe den überzeugenden

Ausdruck für meine Gefühle verloren, seit ich einmal freventlich damit gespielt, ich habe kein Recht mehr, eindringlich und beredtsam Glauben für meine Empfindungen und Worte zu verlangen; aber wenn es Dir möglich ist, so überzeuge Dich, daß Du das ewig geliebte Kind meines Herzens bist.“ Sie reichte ihm die Hand und ging — schneller, elastischer, wie es dem Zurückbleibenden bedünken wollte, als da sie vor einer Stunde müde und langsam denselben Weg daher gekommen war.

„Deine Liebe ist das Mondlicht, das die Nacht verschönt,“ dachte er, als er ihr nachschaute und sich unwillkürlich wieder der Worte erinnerte, die das junge Mädchen vorhin gesprochen hatte. Ja, mild und sanft war ihre Liebe, wie ihr ganzes Wesen; aber welche Stürme hatten dazu gehört, um den Schlag dieses heißen Herzens zu sänftigen, wie viel Thränen, um die Gluthen zu löschen, in denen ihr Glück untergegangen war!

Der Jäger dachte daran, als er ihr nachsah.

Lange Jahre flogen mit Blitzesschnelle an seinem Geiste vorüber, Bild auf Bild, und sein Blick wurde feucht. Wie ein Paradies hatte der Garten in seiner Erinnerung gelegen, der das stattliche Haus umschloß; Alles was er von Glück genossen, war hier gelebt. Und wie kurz war es gewesen! Er blickte umher — es war so schön ringsum, und doch so verändert in und um ihn! Aber er war kein Träumer, er fuhr ein paarmal rasch mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er selbst die äußeren Spuren tilgen dessen, was ihn bewegte, warf die Büchse über die Schulter und stieg bergauf in den schattigen Wald.

II.

Sie war einst ein glückliches Geschöpf gewesen, die Frau mit weißem Haar, die das junge Mädchen Tante Josefa genannt hatte, sie war heiter und geliebt, die gütige Herrin dieses schönen Besitzthums, eine viel beneidete und bewunderte Frau. Und nun! Es war eine lange, traurige Geschichte, die auf den kurzen Rausch ihres Glückes folgte, so lang, daß die Leute, die nun mitleidig oder achtlos an ihr vorübergingen, längst die Zeit vergessen hatten, wo sie die Güte und Liebenswürdigkeit der Frau von Eltach priesen.

Josefa von Eltach war hier geboren und erzogen, hier hatte sie geträumt und geliebt, hier war sie glücklich gewesen an der Seite eines vergötterten

Mannes, und von all dem Glück war ihr nichts geblieben, als sein Name, den die jetzt von ihm verlassene Frau noch trug.

Josefa's Vater war der Pächter des Gutes Eltach gewesen, welches das Stammgut einer alten aber allmälig tief herabgekommenen adligen Familie war. Der zeitige Besitzer des Gutes, dessen einziger Bruder schon in früher Jugend den unvermeidlichen Ruin der Familie vorausgesehen, und in einem andern Welttheile seinen Weg zu machen versucht hatte, war ein energieloser, unschlüssiger Mann, dessen wachsender Mißmuth, als die Sorgen sich mehrten, ihn einem raschen Untergange in die Arme führte. Vom Militair verabschiedet, zog er sich mit seinem einzigen Sohne nach Eltach zurück, um dort bei seinem Pächter sich in die Kost zu geben.

Anton Borbeck, der Pächter, zahlte die Zinsen der vielen Hypotheken, die auf Eltach lasteten, erhielt nebenbei seinen Gutsherrn und dessen Sohn

in Kost und damit waren die Pachtverhältnisse auf die einfachste und beide Theile befriedigende Weise gelöst. Waren nun auch im Laufe der Jahre die Hypotheken durch nothwendig gewordene Bauten und Reparaturen gewachsen, so verursachte das doch dem Baron weiter kein Kopfbrechen; sein ohnehin schon schlecht conservirter Holzbestand mußte trotz der hitzigen Streitereien mit seinem Pächter nicht selten das Deficit decken, und das Grundstück entwerthete sich mehr und mehr.

Herr Anton Vorbeck war ein fleißiger und genügsamer Mensch, sonst hätte er kaum hier bestehen können und er hätte auch vielleicht längst die Pachtung aufgegeben, wenn er nur die Mittel zu einem größeren Unternehmen gehabt hätte. So aber blieb er, lernte die Scholle lieben, die er bebaute und genoß, ohne sich das Leben durch vergebliches Ringen und Jagen nach Reichthum zu verbittern, voll dankbarer Zufriedenheit jede Freude, die es ihm bot.

Seine Frau war kränklich, in einem Grade, der es nur zu häufig verhinderte, sie an seinen Geschäften und Erholungen Theil nehmen zu lassen, und so fand er sein Glück und seine größte Freude in seinem einzigen Töchterlein Josefa, welches mit dem sechs Jahre älteren Sohne des Gutsherrn fröhlich heranwuchs. Frau Vorbeck war beiden Kindern eine treue Mutter, soweit ihre leidende Gesundheit das überhaupt gestattete; weil sie aber oft an der Ausübung ihrer Pflichten gehindert wurde, da die Kinder von ihren Vätern, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, sich ebenfalls selbst überlassen blieben, so waren sie fast einzig auf einander angewiesen und hingen an einander mit einer Liebe, die von Seiten des ältern Knaben oft einen Anflug ritterlicher Galanterie, von Seiten des kleinen Mädchens aber eine so leidenschaftliche, eifersüchtige Zärtlichkeit hatte, daß eben darin nicht selten der Grund ihrer beiderseitigen kindischen Unarten und Zwistigkeiten zu finden war.

So hatte Herr Anton Vorbeck vier Jahre in diesem Verhältniß zu seinem Gutsherrn zugebracht, als Viehseuchen und Mißernte ihn in eine drückende Verlegenheit wegen der Pachtgelder brachten und seine Lage um so mißlicher machten, als eigentlich die Gläubiger des Herrn von Eltach und nicht dieser selbst ihm Stundung des Pachtzinses, welcher ja deren eigene Forderungen zu befriedigen bestimmt war, zu gewähren hatten. Eigenes Vermögen besaß Herr Vorbeck nicht; das Wenige, was er erübrigt hatte, war längst als letzte Hypothek auf das Gut eingeschrieben, als es eines Winters gegolten hatte, seine Schafe unter sichereres Dach und Fach zu bringen, als es die alten baufälligen Stallungen zu bieten im Stande waren, und so sah er sich jetzt genöthigt, was er aus mehrfachen Gründen ungern that, in seiner drückenden Lage seine Zuflucht zu seinen Verwandten zu nehmen.

Er hatte an einem ziemlich entfernt gelegenen großen Handelsplatze einen Bruder, den die

allgemeine Stimme als einen reichen Mann bezeichnete und von dem es wenigstens fest stand, daß er ein glänzendes Geschäft besaß.

Herr Albrecht Vorbeck war Wittwer, besaß zwei Söhne, und seinem Hauswesen stand eine ebenfalls verwittwete Schwester vor.

Diese Dame, Frau Barbara van der Meulen, war die Stiefschwester der beiden Brüder und beträchtlich älter als diese. Aus drückender Abhängigkeit, in welcher sie in des Kaufherrn Hause lange Zeit gelebt hatte, wurde sie durch eine reiche Heirath erlöst, als sie bereits eine alternde Jungfer war und die Heirathsgedanken längst zu den übrigen verwelkten Mädchenträumen gelegt hatte.

Herr van der Meulen, ein alter, in den Colonieen reich, aber auch hypochondrisch gewordener Mann, welcher in der geräuschvollen Handelsstadt so still als möglich einen Theil seiner Zinsen verzehrte, entdeckte unter der bescheidenen, verblühten Hülle den trefflichen, wenn auch etwas herb

gewordenen Kern und überlegte sich, daß er eine so umsichtige, gewissenhafte und erfahrene Pflegerin nicht besser und dauernder an sich fesseln könne, als wenn er durch Priestershand sie sich antrauen ließe, und so wurde Barbara seine Frau.

Sie blieb es, trotz pünktlichster Pflege ihrerseits, nur zwei Jahre, dann kehrte sie als Wittwe zu ihrem ältesten Bruder zurück, der inzwischen ebenfalls seine Frau verloren hatte. Wenn auch ihr Herz sich mehr zu dem jüngern Bruder hingezogen, oder ihre Neigung sie hätte ganz frei und unabhängig bleiben heißen, so gab dies doch ihr lebendiges Pflichtgefühl nicht zu. Barbara hatte zu lange für Andere, zu wenig für sich selbst gelebt, als daß sie jetzt den Bitten ihres Bruders hätte widerstehen können. Zudem wurde die Stellung eine ganz andere, als in früherer Zeit. Durch das Testament des Herrn van der Meulen war Barbara, so sehr man über die Nebenbestimmungen gewitzelt und gelacht hatte, zur reichen

Frau geworden, und Herr Albrecht Vorbeck war stets ein zu guter Rechner gewesen, um nicht den Unterschied zwischen einer vermögenslosen alten Jungfer, die in seinem Hause ihr Brod verdienen mußte, und einer reichen Wittwe, die man beerben konnte, sich mit allen Zahlen, bis in die Bruchtheile hinein, klar zu machen.

„Wenn ich ohne eheleibliche Nachkommen versterben sollte," so lautete das etwas keck aussehende Testament des alten kränklichen Mannes, „so setze ich meine treue und vielgeliebte Frau Barbara, geb. Vorbeck, zur alleinigen Erbin ein, während sie im entgegengesetzten Falle sich nur mit der Nutznießung der Hälfte meines Vermögens zu begnügen hat."

Frau Barbara aber bekam das Ganze; sie hatte bei dem fraglichen Punkte verschämt die Augen niedergeschlagen und dann, da sie keine Leibeserben besaß, ruhig die Erbschaft angetreten und bei dem ihr plötzlich zugefallenen Reichthum ein so über=

raschendes Dispositionstalent bewiesen, daß sie dadurch ihrem Bruder Albrecht eine größere Achtung abnöthigte, als durch ihre vielerprobten häuslichen Tugenden, die früher ihm und den Seinigen zu Gute gekommen waren. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen, oft zu seinem Verdrusse, hörte Barbara weder auf Ermahnungen noch Vorschläge und verwaltete und verwandte, sich ihrer Freiheit und Unabhängigkeit vollkommen bewußt, ihr Geld genau so, wie es ihr gut dünkte.

Wohl dieser, durch den plötzlichen Glückswechsel so rasch ins Leben gerufenen Selbstständigkeit der Schwester hatte Herr Anton Borbeck es zu danken, daß seine Bitte um ein Darlehen keine vergebliche war. Sein Bruder, an den er sich zuerst gewandt, hatte sein Ansuchen bestimmt verweigert; Frau Barbara hatte kaum von seiner Verlegenheit gehört, als sie ihm unaufgefordert ihre Hülfe antrug. Die alte Frau wußte genau, was ihr Bruder Anton werth war, seine feste, gerade, ehrliche Hal-

tung hatte stets zu ihrem eignen, strengen und rechtlichen Sinne gepaßt und erst jetzt, nun sie reich war, und er nicht, gleich Albrecht, Ton und Blick gegen sie zu ändern brauchte, empfand sie es lebhaft, wie treu und herzlich er immer zu ihr gehalten hatte.

Er selbst bestand auf eine Sicherstellung für sie; er hatte ihr nichts zu bieten, als eine Cedirung des Capitals, welches zur letzten Hypothek auf dem Eltachschen Gute stand, aber Frau Barbara erklärte sich damit zufrieden.

Dennoch wurden durch diese Hülfe die Bedrängnisse für Pächter und Gutsherrn nur für kurze Zeit aufgehoben. Größere Capitalkündigungen folgten rasch auf einander; der schlechte Ruf des Barons, seine gänzliche Verkommen- und Versunkenheit, der mehr als mittelmäßige Zustand des überschuldeten Gutes, machten es zu einer schwierigen Aufgabe, Geld zu schaffen.

Zum ersten Male reichte Herrn Anton Vorbecks

Umsicht und Thätigkeit nicht aus, um so mehr, als die zunehmende Kränklichkeit seiner Gattin so gefahrdrohender Natur wurde, daß vor einem möglichen Verluste derselben fremde Sorgen in den Hintergrund treten mußten.

Aufgerüttelt aus seiner Lethargie, erkannte der Baron, wenn auch nur momentan, seine Lage. Von verzweiflungsvoller Angst getrieben, machte er jetzt selbst Anstrengungen, Geld zu bekommen.

Aber wohin er kam, wandte man ihm voll Verachtung und Geringschätzung den Rücken, seine persönliche Erscheinung zerstörte auch den Schein, den Herr Anton Vorbeck mühsam noch hier und da aufrecht erhalten hatte.

So nahte der Verfalltag und Eltach, die einst so stolze Besitzung, kam unter den Hammer. Der Ernst dieser Stunde rüttelte den unwürdigen Sprößling des alten Geschlechtes vollends wach; — verzweiflungsvoll schaute er um sich. Kein Trost, keine Rettung vorwärts noch rückwärts;

keine, als die rettende Kugel. Herr von Eltach sah keine Möglichkeit einer Besserung, seine Kraft war gebrochen, und wenn wirklich ein Wunder geschehen sollte, so blieb er nur ein gebesserter Bettler, eine unnütze Last für seinen vorwärts strebenden Knaben; es war Alles, Alles vorbei, in und um ihn Alles in Trümmer gesunken.

Als in den untern Räumen des Hauses der letzte Hammerschlag Frau Barbara van der Meulen den Besitz des Gutes zuschlug, endete in den obern Gemächern ein Pistolenschuß das verfehlte Leben des einstigen Besitzers und nahm seinem Sohne mit einem Schlage Alles, woran Natur und Gesetz ihm heilige Anrechte verliehen und woran sein junges Herz gehangen hatte.

Obgleich leichtsinnigen, wenn auch edeln Gemüths, hatte der furchtbare Ernst dieser Stunde sich doch zermalmend auf des Knaben frohen Sinn gelegt; eine Zeitlang schien es, als wolle er sich nimmer wieder aufrichten. Wohin sollte er sich

wenden, — es war ihm nichts geblieben, direct nichts. Sein Onkel, sein einziger Blutsverwandter, war fern und verschollen, die Lehnsvettern, die fast ohne Ausnahme selbst in bedrängten Umständen lebten, wehrten sich entschieden gegen die Last und Mühe, die die Erziehung eines Knaben ihnen auferlegen würde, an dessen Namen sich ohnehin so viel Schmach und Misère knüpfte.

Wohin der Knabe in Verlassenheit so oft geflüchtet, dahin wandte er sich auch jetzt, zu seinem treuen väterlichen Freunde, und Herr Anton Vorbeck, obgleich der eignen Sorgen voll in dieser Zeit, dachte doch keinen Augenblick daran, dem Vereinsamten seinen Schutz und seine Hülfe zu versagen.

Von Seiten der adligen Verwandtschaft erfuhr er keinerlei Einsprache, den Meisten war es ganz gleichgültig, was aus dem Knaben wurde, und die Wenigen, die ein schwaches Interesse für ihn hatten, waren froh, ihn untergebracht zu sehen. Desto mehr Tadel erfuhr Herr Anton Vorbeck von seinem

eignen Bruder, der ihm unverhohlen sagte, daß es eine Thorheit, ja eine Sünde an der kleinen Josefa sei, die Erziehung eines fremden Knaben aus eigenen Mitteln bestreiten zu wollen, wo man noch nicht wisse, ob diese Mittel zum Unterhalt der eigenen Familie ausreichend sein würden. Der Kaufherr erinnerte den Bruder daran, daß er für den Augenblick ohne Pachtung und gezwungen sei, von dem kleinen Rest seiner Ersparnisse zu leben, da Frau Barbara natürlich sobald als thunlich die unerwünschte Besitzung wieder verkaufen würde.

Aber Anton Borbeck schaute zu alle dem ganz heiter drein, seine fröhliche, thätige und Gott vertrauende Natur schreckte keinen Augenblick vor der allerdings nicht sonnig scheinenden Zukunft zurück und noch weniger vor dem Gedanken an die Mühen und Verantwortlichkeit, welche ihm die Erziehung Oswalds auferlegte.

„Wenn mir nun Gott meine eignen Knaben gelassen hätte?“ fragte er den ängstlich berechnenden

Bruder statt aller Antwort. „Ich hätte dann für vier Kinder zu sorgen, statt für eins, und glaube mir, Albrecht, ich wäre ein reicher, ein dankbarer Mann.“

Inzwischen war Frau Barbara von ihrem Wohnsitz nach Eltach gekommen, um sich den ihr so unvermuthet zugefallenen Besitz anzusehen. Sie war früher allerdings einige Male auf dem Gute bei dem Bruder zum Besuch gewesen, allein sie hatte da Alles ohne ein tieferes Interesse gesehen; es war doch ganz anders, wenn es mit den Augen der Eigenthümerin angeschaut wurde.

Im ersten Augenblicke war sie wohl etwas unmuthig gewesen, daß ihre Gutmüthigkeit für den Bruder so schlechte Früchte für sie selbst getragen hatte und daß sie als Letztberechtigte nun gezwungen das Gut übernehmen mußte. Die Weitläufigkeiten, die Schreiberei und Sprecherei mit Advocaten, wo sie früher ruhig ihre Zinscoupons abgeschnitten hatte, waren ihr unangenehm, und die

möglichen Verluste bei einem Wiederverkauf wenigstens nicht gleichgültig. Dazu lamentirte Herr Albrecht, der Kaufmann, als ob er selbst durch die unvermuthete Wendung der Dinge Schaden erlitten habe und gab seiner Schwester verblümt und unverblümt zu verstehen, daß ein Frauenzimmer nicht zur Verwalterin eines großen Vermögens bestimmt sei.

Wenn aber Frau Barbara gegen etwas auf der Welt empfindlich sein konnte, so war es der Zweifel an ihrem praktischen Sinn. Das war geradezu ein Ehrenpunkt für sie, ein Ruhm, den sie sich nimmer streitig machen ließ. Wer hatte denn für sie gesorgt so lange Jahre, wo sie in des Bruders Hause für Alle und Alles Sorge tragen mußte. Es beleidigte sie, daß Albrecht, der sich nie um ihr Wohl und Wehe gekümmert, jetzt in Geldangelegenheiten ihren Vormund spielen und die Sache behandeln wollte wie seine eigne. Sein Tadel rief ihren Widerspruch wach, und das um

so stärker, als sie der guten Absicht sich bewußt war, die sie geleitet hatte.

„Rittergutsbesitzerin“, die Idee schmeichelte doch ein wenig Frau Barbara's sonst so einfachem Sinn; es lag etwas in dem Worte und der lebendigen Vorstellung davon, was ihr Selbstgefühl erhöhte. Das Gut war reizend gelegen, und, auf diese Weise zum Verkauf gekommen, von der jetzigen Eigenthümerin auch nicht allzu theuer bezahlt. Frau Barbara gefiel sich auf dem Lande als Gutsherrin mehr, als sie eingestand; des Bruders gerader Sinn, sein liebevolles Gemüth und seine praktische, heitere Thätigkeit, die Behagen um sich her verbreitete, ließen sie Albrechts Häuslichkeit gar bald mit dem eigenen Besitz verwechseln, — der Gedanke, das Gut zu behalten, fing an, sich leise in ihrem Geiste zu befestigen.

Und warum auch nicht — konnte sie ihr Geld besser anlegen, als in sicherm Grundbesitz? Konnte ihr Bruder Anton nicht so gut ihr Pächter sein, als

der des verkommenen Barons von Eltach, dessen Kind nun das Gnadenbrod bei ihm aß? Ein klein wenig gefiel sich Frau Barbara in der Rolle der Protectorin, sie, die so lange die Unterdrückte gespielt hatte. Und daß es gerade dieser Bruder, der Bruder ihres Herzens war, dem sie in der neuen Stellung wohlthun und helfen konnte, das war es vor Allem, was den kleinen Anflug von Eitelkeit unterstützte, der einen Moment ihren strengen, einfachen Sinn durchzog. Frau Barbara war im Grunde die Nüchternheit und Vernunft selbst, und als sie nach einem langen Gespräche mit ihrem Bruder, in den sie volles und unerschütterliches Vertrauen setzte, sich überzeugt hatte, daß ihr Herz voll schwesterlicher Liebe und ihre kleine Eitelkeit gleichzeitig Befriedigung finden konnten, ohne im Mindesten ihr Vermögen zu gefährden, da entschloß sich Frau Barbara, die Gutsherrin von Eltach zu bleiben und dasselbe gegen ermäßigte Pacht, nach wie vor, von ihrem Bruder bewirthschaften zu lassen.

An dem warmen Händedruck und der unverhehlten Rührung desselben erkannte sie, welchen geheimen Herzenswunsch sie erfüllt hatte. Wie war er doch so ganz anders, als der ältere Bruder, wie war sein Haus eine so liebe, freundliche Heimath für sie geworden in den wenigen Tagen! Und doch vergönnte Frau Barbara sich nicht zu bleiben, wo ihr wohl war; Pflichttreue und Gewohnheit waren mächtiger, als all die süßen und verlockenden Reize des spät erhaltenen Reichthums und der Freiheit. Es dünkte ihr geradezu unmöglich, das Haus des Kaufmanns und seine mutterlosen Söhne zu verlassen. Ein paar Sommermonate mit diesen beiden Neffen auf ihrem Besitzthum zugebracht, das war Alles, was sie sich gestattete und was der Bruder Albrecht ohne tadelnde oder spöttische Bemerkung zuließ.

Inzwischen nahm in Eltach Alles einen neuen Aufschwung, Frau van der Meulen ließ es sich, von ihres Bruders Rath unterstützt, angelegen sein,

die Besitzung zu verbessern. Vortheilhafter Ankauf und Austausch von Ländereien, sorgsamste Schonung der Holzungen und prompte Instandhaltung des Bestehenden hoben das Gut ersichtlich; die tüchtige Bewirthschaftung fand jetzt durch die neue Gutsherrin die kräftigste Unterstützung.

Es schien wirklich, als ob Segen, reicher Segen auf Eltach und seinen Fluren ruhe, als ob der Himmel die Schuld des verwaisten Knaben, den Herr Vorbeck so ohne Zögern und Besinnen in sein Haus und seine Liebe aufgenommen hatte, abbezahlen wolle. Was ihm die Erziehung des vielversprechenden Knaben kostete, wurde ihm zehnfältig ersetzt; das Glück schien sich dauernd auf seine Schwelle niedergelassen zu haben.

Schön und kräftig wuchs der frühere Erbe von Eltach heran, berufen durch seine Persönlichkeit, wie es schien, zu glänzenden Erwartungen, und doch nicht so unbefangen glücklich, wie es eigentlich das Recht und der Vorzug der Jugend ist.

Der junge Oswald konnte seine Augen nicht verschließen gegen die schiefe Stellung, die er zwar nicht zu der Familie seines Wohlthäters, aber zu seiner übrigen Umgebung einnahm. Es war immerhin ein eignes Gefühl, das Gnadenbrod zu essen in dem Hause seiner Väter; aus Barmherzigkeit geduldet zu sein in der eignen Heimath. Und wenn ihm noch so wenig gehört hatte von dem, was er sein Vaterhaus nannte, er war doch der Herr darin und die Leute erwiesen dem kleinen Junker ganz andere Ehrerbietung als jetzt, wo Jedermann wußte, daß der Pächter ihn bei sich behielt um Gotteswillen. Er war jetzt nicht mehr als sie, nicht einmal ihres Gleichen, er war weniger als sie Alle, denn er lebte von den Wohlthaten ihres Herrn.

Dies Gefühl, was die Rohheit der Untergebenen stets wach und lebendig in der Seele des Knaben erhielt, mischte seiner Dankbarkeit gegen Herrn Vorbeck und selbst seiner innigen Liebe gegen

Josefa manchmal etwas Herbes bei, was weniger der Ersteren als das junge Kind empfand. Aber weit entfernt, ihre Zärtlichkeit an seinem Trotze abzukühlen, hing sie nur um so fester an ihm und war jeden Augenblick bereit, ihre kleinen Genüsse und kindischen Wünsche ihm zum Opfer zu bringen. Wie sie, als er noch ein Knabe war, alle Furcht besiegte und ihm zu den wildesten Spielen folgte, in den tollsten und verwegensten Streichen unterstützte, nur um bei ihm zu sein, so saß sie, nun er heranwuchs, stundenlang geduldig in dem Zimmer, wo er, seinem Ehrgeize folgend, rastlos arbeitete. Es lockte sie nicht Wald noch Flur, wenn er sie nicht mit ihr durchstreifte, es lag in der Zärtlichkeit, die das Kind für den Freund und Spielgenossen hegte, fast etwas Beängstigendes und jedenfalls hätte dies wild und frei aufblühende Gefühl einer Regelung und besonnenen Ueberwachung bedurft.

Aber Herr Anton Vorbeck, so brav und ver-

ständig er auch war, verstand es nicht, die Räthsel eines jungen Herzens zu lösen und sah in der heftigen und fast eigensinnigen Zärtlichkeit der kleinen Josefa eher alles Andere, als eine Warnung. Weit mehr Sorge machte ihm Oswald; unter dem Druck seiner augenblicklichen Stellung schlummerte ein Unabhängigkeitsgefühl und ein Stolz, dem nur durch die Dankbarkeit und das unbestechliche Rechtlichkeitsgefühl des Knaben die Wage gehalten wurde. Ein brennender Ehrgeiz, ein Durst nach Ruhm und Ansehen füllten die junge Seele; je tiefer die väterliche Ehre in Schutt und Staub gesunken war, je kräftiger strebte die seine, ein grünes, knospendes Reis, aus diesem Trümmerhaufen empor. Augenblicklich freilich lähmte die Erinnerung an die jüngsten traurigen Erlebnisse und der Druck seiner jetzigen Stellung den allzukühnen Flug seiner Phantasie. Jetzt träumte er nur erst von einer Zukunft, wo er durch eigenen Fleiß und eigenes Wissen sich eine unabhängige Stellung er-

rungen haben, wo er auf eigenen Füßen stehen und sein eigenes Brod essen würde.

Freiheit wollte er, aber keine Trennung von seinen Wohlthätern; er besaß bei all dem stolzen, hochfahrenden Sinn ein dankbares liebebedürftiges Herz, er hing vor Allem mit Unwandelbarkeit an dem kleinen schönen Mädchen, dessen Liebe und Zärtlichkeit ihm allemal wieder die erste Stelle in dem Familienkreise anwies, wie oft auch die Untergebenen bemüht waren, den stolzen Knaben herab und sich gleich zu stellen. Er nannte Josefa seinen kleinen Quälgeist, und doch empfand er es im Innersten, daß sie sein Schutzgeist war, dessen liebevolles Walten er allüberall erkannte und ohne dessen Nähe und Zärtlichkeit er sich durchaus kein Bild seiner zukünftigen Tage ausmalen konnte.

Eine zeitweilige Trennung indessen wurde von selbst durch die Nothwendigkeit bedingt, Oswald ein Gymnasium beziehen zu lassen. Er war nun

sechszehn Jahre alt, und obwohl durch den Pfarrer und einen tüchtigen Hauslehrer gut vorbereitet, war es doch die höchste Zeit, umfassender und gründlicher an seinem Wissen und seiner Bildung fortzubauen. Mit einem Gemisch von Freude und Trauer schied er von der Heimath, welche die seine nicht mehr war — er that den ersten Schritt zur Freiheit. Die große geräuschvolle Stadt, die neuen Freunde, die er fand, der Drang und der rastlose Eifer, weiter zu kommen, Alles das zog ihn ab vom Heimweh nach denen, die ihm mehr Liebe und Treue erwiesen hatten, als sein leiblicher Vater. Er gedachte ihrer in warmer Anhänglichkeit und Dankbarkeit, aber seine Sehnsucht nach Eltach wurde doch abgekühlt durch den Gedanken, daß er stets nur ein Gast auf dem Sitze seiner Väter sein könne.

Schmerzlicher wurde die Trennung und Vereinsamung von Josefa empfunden, da fast gleichzeitig auch für sie eine Umwandlung der äußern Verhältnisse herbeigeführt wurde.

Kurze Zeit nach Oswalds Abreise nahm ein schneller und sanfter Tod Frau Vorbeck aus dem Kreise der Ihrigen hinweg, und wenn auch langes Siechthum sie an das Bett gefesselt hatte, so war doch eben ihr Schmerzenslager der Ort gewesen, wohin die kleine Josefa mit all ihren Schmerzen und kindischen Kümmernissen flüchtete, und wo ihr heftiger leidenschaftlicher Sinn allemal gesänftigt wurde. Frau Vorbeck konnte für die körperliche Pflege ihres kleinen Lieblings gar nichts, für dessen geistige Ausbildung nur wenig thun, aber auf das Gemüthsleben des tief und heftig empfindenden Kindes war ihr Beispiel voll Milde und Geduld von eingreifender Wirkung gewesen.

III.

Josefa nahm den Verlust ihrer Mutter, die Trennung von dem Jugendgespielen mit einer Leidenschaftlichkeit auf, die den zärtlichen Vater in nicht geringe Sorge versetzte. So innig und ausschließlich sein Herz an dem Kinde hing, ihm fehlte das Zauberwort, um den Sturm ihrer Gefühle zu bannen, die Ruhe und Besonnenheit, um von der Zeit abzuwarten, was seinen Tröstungen mißlungen war. Er folgte daher dem Rathe seines alten, ihm befreundeten Arztes und den Bitten seiner Schwester Barbara und sandte, so sehr er selbst unter dieser Trennung und gänzlichen Vereinsamung litt, das trauernde Kind zu Frau van der Meulen in das Haus seines Bruders.

Die neuen Eindrücke, welche die große, fremde Stadt ihr bieten würde, die veränderte Umgebung, der Anschluß an ein befreundetes weibliches Herz, so meinte der bekümmerte Vater, würden am schnellsten Ruhe und Heiterkeit in das junge Gemüth zurückführen.

Indessen hatte er wohl gerade in dem letzten Punkte sich verrechnet; der praktische, nüchterne Sinn der Tante, die schroffe Form, in welche sie nicht selten ihre redliche Denkungsweise kleidete, waren wenig geeignet, ein junges liebebedürftiges Herz sich zu erschließen. Das Haus des Onkels starrte das Kind an, wie eine Wüste, es fühlte sich um Vieles verlassener, als daheim in den einsamen Räumen, aus denen die Mutter und Oswald geschieden waren, und so hing es seine Gedanken nur voll verstärkter Sehnsucht an den abwesenden Freund.

Frau Barbara hatte, wenn auch den Willen, so doch durchaus nicht die Fähigkeit, die Erziehung des Kindes zu leiten; sie meinte eben ihre Pflicht gethan zu haben, wenn Josefa pünktlich betete und

arbeitete, regelmäßig und der Gesundheit nach lebte und im Uebrigen that und dachte, was sie wollte. Keinen Blick warf sie in das Geistesleben des Kindes, Frau Barbara hatte viel zu viel mit dem äußern Menschen zu thun und zu wirthschaften, um sich um den innern zu kümmern, und würde das auch Zeitlebens als eine Ueberspanntheit verlacht haben, wenn nicht die Erziehungsresultate an ihren beiden Neffen ihr später gezeigt hätten, daß ein Menschengeist doch anders gepflegt und behandelt sein will, wie die Blumen des Feldes.

Sie hatte die beiden Knaben Albrechts, Siegmund und Paul, die bei Josefa's Eintritt in die Familie schon Jünglinge waren, wild und frei aufwachsen lassen und hatte darin von ihrem Bruder, der nur für sein Geschäft lebte, keine Einsprache erfahren. Ihre Anlagen und Begierden, von Keinem geregelt oder geläutert, entwickelten sich ungehindert und ließen die verschiedenen Naturen der Knaben deutlich zu Tage treten.

Siegmund, der ältere, war des Vaters entschiedener Liebling und das in einem Grade, der nicht selten den Zorn und den Widerstand Frau Barbara's zu Gunsten des jüngern wach rief. So bildeten sich schon früh zwei Parteien in dem ohnehin ungemüthlichen Familienkreise, und wenn zwischen den Knaben überhaupt noch ein gutes Einvernehmen stattfand, so war das lediglich dem weichen Sinne Pauls zuzuschreiben. Er war auch der Einzige, der mit der kleinen Cousine sich eingehend beschäftigte, der sie tröstete, mit ihr spielte und sie verstand und dem sie dafür in dankbarer Liebe zugethan war. Zuweilen erinnerte er sie an Oswald mit seinem glänzenden, fröhlichen Wesen, aber er hatte nicht den befehlenden und doch beschützenden Ton, dem sie so gern und vertrauensvoll sich fügte, er ging gutmüthig und achtlos auf ihre Wünsche ein und nahm nicht das Interesse an ihr, sie leiten oder gar beherrschen zu wollen. Frau Barbara sah dies freundliche Verhältniß mit

unverhohlenem Vergnügen; Paul war ihr entschiedener Liebling und es schien ihr sehr günstig, daß keine Meinungsverschiedenheit, kein noch so kleiner Sturm den ruhigen Himmel dieser Freundschaft störte.

Wenn nun der vom Vater Bevorzugte nur Siegmund allein war und blieb, so war äußerlich, aber auch nur äußerlich eine gewisse Berechtigung dafür in dem klaren Verstande und der schnellen Fassungskraft des Knaben wohl zu finden. Der Eigensinn desselben und sein Trotz, den man später bei dem Manne festen Willen und Ausdauer nannte, beharrte im Bösen wie im Guten, wohin seine Leidenschaft oder noch weit öfter ein wohlüberlegter Plan ihn führte. Und eben diese schlaue Berechnung, die Gewandtheit, seine Wünsche und Ansichten zu verbergen oder zu maskiren, diese bei einem Kinde so gefährliche Eigenschaft weckte das Lob und die Zuneigung des Vaters. Er erblickte darin nur Klugheit und kaufmännische Berechnung

und sah dem Sohne, als er herangewachsen war, eben um dieser Eigenschaft willen eine maßlose Genußsucht entschuldigend nach.

„Der Siegmund ist schlau,“ hieß es bei solchen Gelegenheiten, „der wird nicht daran zu Grunde gehen; eine Schlappe, die der erlitten, macht er durch ein kluges Manöver zehnfach wieder gut.“

Und in der That, Siegmund wußte aus etwaigen Verlegenheiten sich fast immer durch eigene Kraft wieder herauszuziehen und man mußte ihn bewundern, so lange man die Mittel nicht allzu genau untersuchte, vermöge deren es geschah.

Der jüngere Bruder, Paul, war eine durchaus anders angelegte Natur. Leichtsinnig, gutmüthig und mit einer lebhaften und glühenden Phantasie, die dem kalten Verstande oft genug Hohn sprach, paßte er wenig in das Comtoir seines Vaters. Heftig bis zum Uebermaß, beging er Uebereilungen, die er schon im nächsten Augenblick bereute und die sein weicher Sinn dann um jeden Preis,

selbst um den einer neuen Thorheit, wieder gut zu machen strebte. Er war der Bevorzugte der Tante Barbara und des ganzen Hauspersonals, er war auch der Liebling seiner Kameraden und der Held ihrer ritterlichen Spiele, während sie vor Siegmunds List und Schlauheit beständig auf der Hut waren.

Dieser Letztere hatte aus eigener freier Wahl dem kaufmännischen Berufe sich zugewandt, und der Vater hätte an dem Entschlusse dieses einen Sohnes sich genügen lassen sollen. Allein theils aus angeborener Tyrannei, theils um den lebhaften und phantastischen Sinn seines jüngeren Sohnes in ruhigere und stetigere Bahnen zu lenken, bestimmte er, der ausgesprochenen Neigung Pauls zuwider, auch diesen für den Kaufmannsstand. War bisher zwischen Vater und Sohn nur von Gleichgültigkeit und Vernachlässigung die Rede gewesen, so kam es jetzt zu den heftigsten Scenen, zu geringschätzenden Vorwürfen und Verweisen einerseits und leiden=

schaftlichen Klagen und Anschuldigungen andererseits. Dem Jüngling fehlte es in der That an jedem Talent für den aufgedrungenen Beruf, und wenn der Vater ihm Trägheit und mangelhafte Pflichterfüllung vorwerfen konnte, so war der Grund dazu mehr in dem Ueberdruß an seinen Geschäften, als in einem Hange zu müssigem und ausschweifendem Leben zu suchen.

Hatte schon früher Pauls ganzer Sinn dem Soldatenthum sich zugewandt, dessen glänzende Außenseite so bestechend auf seine Phantasie wirkte, so wurde diese Vorliebe jetzt, wo er an das Pult gebannt war, wo Zahlen und langweilige Briefe ihn in Anspruch nahmen, zu einer wahrhaft krankhaften. Nicht der Friedenssoldat wollte er sein, nicht der Exercierplatz sollte der Schauplatz seiner Thaten werden, nein, ihn riß es hinaus in die Welt, zu Abenteuern und Gefahren, zu Kämpfen und Siegen, zu Allem, wofür das heiße Blut der Jugend glüht.

Es war an einem Herbstmorgen, einem jener

klaren, die Wanderlust erweckenden Tage, wo der Mensch sehnsüchtig in die Ferne schaut, da Pauls Platz im Comtoir länger unbesetzt blieb, als Herr Borbeck das gestatten zu dürfen glaubte. Er hatte den Sohn seit Schluß des Comtoirs am vorhergehenden Tage nicht mehr gesehen; derselbe hatte mit einer heftigen Scene, hervorgerufen durch Pauls Träumerei und Zerstreutheit, geendet und es lag in dem Umstande, daß der junge Mann heute so weit über die gewöhnliche Zeit hin ausblieb, für Herrn Albrecht Borbeck weniger etwas Beunruhigendes, als etwas Verstimmendes. Er war seiner Heftigkeit, die am vergangenen Abend ihn fortgerissen hatte, sich wohl bewußt, und eine neue Scene scheuend, forderte er leise den Buchhalter auf, den Saumseligen an seine Pflicht zu mahnen. Der alte Mann kehrte schleunigst zurück, mit verstörten Mienen und den ängstlich hervorgestotterten Worten, daß Herrn Pauls Zimmer unverschlossen, sein Bett unberührt sei und daß auf einer Commode, deren

Schubfächer leer und geöffnet ständen, ein versiegelter Brief an Herrn Vorbeck läge.

Dieser war wie vom Donner gerührt, er wußte, was der Brief enthielt, noch ehe er ihn gelesen, und mechanisch streckte er die Hand aus, um ihn von dem Buchhalter zu empfangen.

„Er liegt noch oben in Herrn Pauls Zimmer,“ flüsterte der alte Mann, der in dem Dienste des Hauses ergraut war, „man konnte doch nicht wissen, was das Schreiben enthält, und warum sollen so viele Augen den Schlag sehen, der Sie vielleicht ins Herz trifft.“

Herr Albrecht Vorbeck folgte schweigend in des Sohnes Gemach. Umhergestreute Toilettegegenstände, verbrannte Papiere und herausgezogene Schubfächer, Alles das gab das Bild einer schnellen und übereilten Abreise. Herr Vorbeck hätte den Brief kaum zu lesen brauchen.

„Lieber Vater,“ schrieb Paul, „ich gehe, ein Verhältniß zu lösen, dessen Druck anfängt, uns

Beiden gleich unerträglich zu werden; mir, dem jüngern, dem thatkräftigen Manne ziemt es, die Fesseln zu brechen. Ich kann nicht werden, was Du aus mir machen möchtest, ich kann aus meinem Kopfe die Gedanken nicht bannen und Zahlen an ihre Stelle setzen, kann nicht vergessen, was ich vom Leben Schönes und Großes mir erträumt. Ich habe es gewollt, Vater, redlich gewollt, aber Gott gab mir nicht das Herz dazu, er giebt ja uns Allen unser besonderes Wünschen und Können. Ich gehe — vielleicht auf Nimmerwiederkehr; aber wie lange es auch währt, bis ich vor Deine Augen treten und mir Deine Verzeihung holen darf, das Eine glaube fest: ich werde Dir nie und nimmer Unehre machen. Ich wäre ein schlechter Kaufmann geworden, aber ich werde, will's Gott, ein braver Soldat.

Deines Hauses Glanz und Ehre — es ist das kein geringer Trost für mich — werden auf Siegmund übergehen und Deine Liebe auch. Ich

habe nie viel davon besessen, Vater, ich habe sie auch wohl nicht verdient, wie der Siegmund, den Alle bewundern, und an dem ich selbst hänge voll brüderlicher Treue, aber das Stückchen Deines Herzens, Vater, was ich dennoch vielleicht besitze, das laß mir, laß es mich mitnehmen auf meinem Wege, als meinen besten Reichthum. Grüße mir Tante Barbara, die Einzige, die mich vermissen wird, denn sie hat mich zärtlich geliebt. Der Siegmund hat Dich und Deine Liebe; meine liebe theure Josefa, die Gott behüten möge, erwartet eine freundliche, glückliche Heimath, sie werden meine Abwesenheit schnell verschmerzen. Aber die Tante ist einsam geworden, denn sie hat an mir gehangen, sie wird mich entbehren, wie mir ihre mütterliche Liebe fehlen wird, und es thut mir weh, daß ich ihr zum Danke nichts bieten soll, als den Schmerz des Scheidens. Aber ich segne sie tausendmal; ihre gütigen reichen Spenden, die ich sorgsam gesammelt habe, sind es, die mich in den Stand setzen, mir

meinen Weg zu bahnen; aus ihren Händen empfange ich Freiheit und Glück.

Lebe wohl, mein theurer, geliebter Vater, vergieb mir die Täuschung, die ich Deinen Wünschen bereiten muß, vergieb mir Alles, womit ich Dir Kummer verursacht habe und laß Deinen Segen mir folgen. Ich schreibe Dir weder mein Ziel, noch meinen Weg; ich darf nicht aufgehalten werden, selbst durch Deine Vatersorge nicht; aber ich schreibe Dir, wenn ich am Ziele angelangt bin.

Paul."

IV.

Herrn Albrecht Borbeck's schlimmste Befürchtungen also waren eingetroffen, Paul war der Strenge und dem Zwange des väterlichen Hauses entflohen, um draußen in der Welt auf eigene Hand sein Glück zu versuchen. So sehr der Kaufherr seinen ältern Sohn von jeher bevorzugt hatte, so gering überhaupt seine Betheiligung an der Erziehung seiner Kinder gewesen war, so tief verwundete doch dieser Schritt sein Herz. Scham vor der Welt, verletzter Hochmuth und Zorn gegen Paul, der es wagte, seine Absichten zu vereiteln und seinem Willen Trotz zu bieten, mischten sich mit dem natürlichen Schmerz um den Verlust des Sohnes, mit dem Rest von Liebe, die in einem Vaterherzen nie voll-

ständig erlischt. Der Schritt konnte weder verborgen, noch bemäntelt werden; der Stolz des Kaufherrn, der mit eifersüchtigen Augen stets den Schein der Autorität gewahrt hatte, mußte still halten unter diesem Schlage. Und eben das war es, was Herr Vorbeck am schwersten vergessen und vergeben konnte, gerade dies öffentliche Trotzen gegen seine Gewalt hatte ihm die tiefste Wunde geschlagen, und gar bald übertäubte das Gefühl der erlittenen Kränkung die Stimme der väterlichen Liebe und stempelte den Schritt des Sohnes zu einem Verbrechen, was keine Verzeihung zu hoffen hatte.

Und Paul, so sehr er daheim geliebt war, fand keinen Anwalt, der geneigt oder befähigt gewesen wäre, ihn vor dem Richterstuhle des Vaters überzeugend zu vertheidigen. Die Thränen und Bitten Josefa's, die Klagen und Anschuldigungen Frau Barbara's dienten eher dazu, Herrn Vorbecks reizbares Gemüth zu erbittern, als zu besänftigen; das Comtoir- und gar das Dienst-

personal stand in zu ehrerbietiger Ferne von dem gestrengen Prinzipal und Gebieter, als daß es gewagt hätte, seine Stimme in einer solchen Angelegenheit laut werden zu lassen, und die wenigen Freunde des Kaufherrn standen diesem durch Alter und Lebensanschauungen um so Vieles näher, als dem Sohne, der allerdings ihrer Meinung nach einen phantastischen Sinn mit einem gefährlichen Hange zur Selbstständigkeit verband, daß die schwachen Einwürfe, die der Eine oder der Andere in gutmüthiger Besänftigung zu machen versuchte, durchaus erfolglos blieben.

Nur Einen gab es, der die Kraft und die Fähigkeit besessen hätte, dem gereizten Manne entgegen zu treten und für den Entflohenen zu sprechen, und dieser Eine war Siegmund. Auf ihn hatte Paul auch in der Stille gebaut, er kannte ja die Beredtsamkeit des Bruders, seine glänzende Beweisführung, seine Furchtlosigkeit und sein Ansehen dem Vater gegenüber.

Aber Siegmund schwieg; nicht Einer hat es gehört, daß er die Stimme ernstlich und eindringlich zu Gunsten seines Bruders erhoben hätte.

War in dem Vorbeckschen Hause bisher wenig Gemüthlichkeit und Frohsinn gewesen, so schwand das eigentliche Familienleben nun ganz. Zwar wurde Siegmund, der bisher in England gewesen war, nun an seines Bruders Statt auf das väterliche Comtoir berufen, aber er erhielt bald eine fast ganz selbstständige Stellung, und die Art und Weise, wie er dieselbe ausfüllte, seine Umsicht und sein Interesse an den Geschäften ließen den Vater die gänzliche Freiheit und Ungebundenheit des Sohnes außerhalb des Hauses als eine gerechte Gegenforderung erscheinen. So war er denn außer den Comtoirstunden selten genug daheim und Josefa fühlte sich jetzt in dem großen öden Hause, in welchem nur zu oft finstere Schweigsamkeit herrschte, wie in einem Gefängnisse. Niemand hatte Zeit noch Muße für sie, weder der Tante

praktisches Walten, noch des Onkels verschlossene Strenge, nahmen Notiz von ihr, und das Heimweh nach dem Vater, nach dem Gespielen ihrer Kindheit legte sich mit erdrückender Schwere auf ihr junges Herz. Die ganze Lebhaftigkeit ihres Gemüths, das ganze reiche, zum Bewußtsein erwachende Geistesleben des Kindes wurde nach innen gedrängt und gab ihrer regen Phantasie ewig neue Nahrung. Der Einzige, der, wenn er daheim war, dem vierzehnjährigen Mädchen einige Aufmerksamkeiten erwies, war Siegmund, der Sohn und Erbe des Hauses. Aber sie verstand und würdigte diese Aufmerksamkeiten nicht, sie waren ihr bald lästig, bald komisch, sie waren so ganz anders als Pauls brüderliche Freundlichkeit und Oswalds stolze beschützende Zuneigung. Sie konnte dem Siegmund nicht gut sein, weil er Anderen nicht gut war; sie konnte es nicht vergessen, daß er kein Wort der Vertheidigung für den Bruder gehabt, daß er Oswald stets geringschätzend behandelt hatte, wo er auch im

Leben mit ihm zusammengetroffen war. Und das war der verwundbarste Fleck in Josefa's Herzen, den sie nur verhüllte, weil er ihr Spott und Tadel, selbst von Oswalds Lippen, eingetragen hatte, welcher sich durch die leidenschaftliche Parteinahme und den Schutz eines Kindes eher gedemüthigt als gehoben fühlte. Vergessen konnte Josefa es noch nicht, wie feindlich die Knaben einander gegenüber gestanden, als die Beiden selbst im spätern Alter längst gelernt hatten, ihre Gefühle zu beherrschen, und sie hatte es im Stillen direct für einen Verrath an Oswald angesehen, wenn sie je herzlich sich einem Menschen zugeneigt hätte, den sie für seinen Feind hielt.

Die Erinnerung an den Jugendgespielen erfüllte ihre ganze Seele und gab ihrem innern Leben den Glanz, der dem äußern fehlte. Alle ihre Erinnerungen, alle ihre Wünsche und Hoffnungen auf frohere Tage waren mit ihm verknüpft. Paul war der Einzige gewesen, zu dem sie von Oswald

und der Heimath reden konnte und der sie verstand, und eben die plötzliche Trennung von ihm und die daraus folgende gänzliche Vereinsamung fachten das lang unterdrückte Heimweh zur lichten Flamme an. Einmal entfesselt, war es unmöglich, den Strom dieses lebhaften Gefühles wieder in das Bett ruhiger Gelassenheit zu bringen, es gab nur eine Rettung — die Heimath.

Selbst Frau Barbara mit ihrer Besonnenheit stimmte dieser Ansicht bei und sie war geduldiger und theilnehmender bei Josefa's lebhaften Gefühlsausbrüchen, als sonst mit ihrer nüchternen, wenn auch redlichen Weise vereinbar war. Frau van der Meulen schrieb den, wie sie meinte, unverstandenen Schmerz des Kindes lediglich auf Pauls Abreise, und Josefa's Thränen weckten ihre Sympathie. War doch mit ihrem Liebling die beste Freude ihres Lebens geschieden, hatte er doch mit diesem unklugen Schritte schöne Träume, die einzigen, die Frau van der Meulen seit ihrer

Jugendzeit gehabt, auf lange hinausgeschoben, wenn nicht gar zerstört. Sie hatte ihn ja schon erlösen wollen von dem Comtoir, hätte er nur die Zeit abgewartet. Aus ihrer Hand, so hatte die alte Frau sich vorgenommen, sollte er dereinst Josefa als Gattin und Eltach zur Mitgift bekommen. Frau Barbara hatte sich das so schön gedacht, daß sie das Kind innig bemitleidete, wenn sie sich vorstellte, daß das kleine Herz, auf seine Weise natürlich, Aehnliches geträumt habe. Die Ausführung eines solchen Planes hätte ihre Liebe wie ihr Rechtlichkeitsgefühl gleich befriedigt, es waren ja die Kinder beider Brüder, die sie beglückt hätte.

So wie nun aber die Sachen einmal standen, war vorläufig nichts zu thun, als Josefa, deren Anwesenheit in dem finstern ungastlichen Hause jetzt selbst nach Frau Barbara's Ansicht ihren Zweck verloren hatte, heimzuschicken. Der einzigen Pflicht, die ihr noch zu erfüllen blieb, Josefa eine tüchtige

Erzieherin mit in das Vaterhaus zu geben, die das Begonnene vollende und dem heranwachsenden Mädchen eine so aufmerksame Mutter sei, wie Frau Barbara das selbst gewesen zu sein meinte, wurde schnell Genüge geleistet, und wenige Tage später, nach einem herzlichen Abschiede von der Tante Barbara, deren vorzügliche Eigenschaften sie unter dem trocknen Aeußern dennoch ahnte, und einem kühlen Lebewohl vom Onkel und Vetter Siegmund, fuhr Josefa der Heimath zu.

So reich und duftig, wie der Frühling um sie her, blühte das liebliche, fröhliche Wesen des Kindes wieder auf, als es daheim war bei denen, die es liebten und verstanden. Die Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit, die Frau Barbara beim Lernen verlangte, hatten den vorzüglichen Unterricht unterstützt, den Josefa genossen; der Zwang in ihres Onkels Hause hatte ihr eine Kraft und Selbstbeherrschung verliehen, die man dem lebhaften Kinde früher tausendmal gepredigt hatte, wenn es

von Zorn und Hitze sich hinreißen ließ. Der Vater schaute seinen Liebling an wie ein Wunder, und wie sehr sie verändert sein mußte, das empfand sie selbst, als sie einige Wochen später Oswald gegenüber stand.

Ganz so wie früher war es nicht mehr zwischen ihnen, sie hatte es deutlich gesehen, wie er bei ihrem Anblicke gestutzt hatte, und wie er ihr dann lächelnd gesagt, sie sei nun ein großes Mädchen, ein kleines Fräulein geworden. Sie saß nicht mehr auf seinen Knieen und hing an seinem Halse wie sonst, und doch hatte sie ihn lieb, so lieb. Jetzt begriff sie erst, wie viel klüger er war als sie, und wie schön und sicher sein Wesen.

Da war nichts Gezwungenes, nichts Halbes mehr in seinem Auftreten, überall feste Zuversicht und Selbstbewußtsein, und nur ihrem Vater, dem Wohlthäter seines ganzen Lebens, beugte er sich voll freundlicher Bescheidenheit.

Sein glänzend bestandenes Examen brachte

ihm eine Anstellung im Staatsdienste, und so bescheiden die damit verbundene Einnahme war, ihm, der nur von den Wohlthaten Anderer gelebt hatte, gab sie ein Gefühl von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, das seinen gedämpften Lebensmuth rasch wieder aufrichtete. Der erste Schritt zur Freiheit, zu einer sichern und ehrenvollen Lebensstellung war gethan, und eben das Bewußtsein war es, was ihm die stolze männliche Haltung gab, die Josefa fremd und doch so entzückend dünkte.

Es begann nun ein ganz anderes Leben in Eltach. Josefa entwickelte sich rasch, körperlich und geistig, die heranblühende Tochter des Hauses, die zugleich die Stelle der Hausfrau vertreten mußte, wurde der Mittelpunkt der Familie und des geselligen Lebens auf dem Gute. Früher als von Oswald wurde sie von den übrigen jungen Männern der Umgegend als ein erwachsenes Mädchen behandelt und sie würde die Art und Weise, wie er sie, Andern gegenüber, immer als

Kind hinzustellen wußte, vielleicht schmerzlich empfunden haben, wenn sie mit weiblichem Instincte nicht gefühlt hätte, daß sie doch stets der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Beobachtung war.

Die Tage kamen und gingen; aus dem lieblichen, vielversprechenden Kinde wurde ein schönes, lebensfrohes Mädchen, des Vaters Herzblatt und nun auch Tante Barbara's erklärter Liebling. Es genügte aber der alten Frau nicht, nur Liebe zu geben, sie mußte für den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit schaffen und sorgen, nöthigenfalls auch streiten können, und seitdem Paul durch seine Flucht aus dem elterlichen Hause ihren liebevollen Bemühungen unerreichbar geworden war, fand sie eben Niemand, der so dankbar und fröhlich die gute Absicht erkannte und annahm, welche in ihrer oft etwas geräuschvollen Sorge und Thätigkeit lag, wie Josefa.

Hier in dem Sonnenschein der Heimath, wo die Liebe und Gemüthlichkeit des Vaters dem

nüchternen Walten der alten Frau, wenn sie alljährlich auf ihrem Besitzthume einige Wochen verlebte, ein kräftiges Gegengewicht hielt, stand Josefa der Tante auch viel näher, als in dem düstern, ungastlichen Hause des Kaufmanns. Das Herz des jungen unerfahrenen Kindes wurde die Stätte, wo Frau Barbara sich ausweinte um den entflohenen Liebling, während in dem Hause seines Vaters Pauls Name nicht einmal genannt werden durfte. Und eben dies Verständniß ihres Schmerzes, die Theilnahme an demselben war es, was dem jungen Mädchen die erste Stelle im Herzen der Tante sicherte. Josefa hatte ihn zwar schwesterlich geliebt, aber nach Frau Barbara's Meinung hatte sie den künftigen Gatten an ihm verloren und sie glaubte, es dem armen verlassenen Kinde schuldig zu sein, ihr durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit einigen Ersatz zu geben.

Auf Pauls Wiederkehr war wohl in langer Zeit nicht zu rechnen. Er hatte in Griechenland

Ruhm und Auszeichnungen errungen, hatte nun die Freuden und Entbehrungen des Soldatenlebens geschmeckt, und pries es noch immer als ein glänzendes Erdenloos, ohne daß jemals in seinen Briefen an die Tante ein Wort der Reue über seinen Schritt sich ausgesprochen hätte. Wonach allein ihn verlangte, das war die väterliche Verzeihung, und diese einzige Sehnsucht seines Herzens ließ der Vater mit starrem, unversöhnlichen Sinne ungestillt. Von Josefa war kaum die Rede in seinen Briefen, ein kurzer herzlicher Gruß, das war Alles, und Frau Barbara konnte sich nicht länger darüber täuschen, daß sein Gefühl für das Kind doch nicht der Art gewesen war, um einen so reiflich überlegten Entschluß, wie den seinigen, umzustoßen und ihn heim, unter das väterliche Dach, oder auch selbst nur unter das Füllhorn des Segens zu locken, das Frau Barbara großmüthig über das junge Paar auszuschütten gedachte. Die Wander- und Abenteuersucht schien

ihn im Gegentheil immer weiter zu locken; der beginnende Kampf in Spanien rief seine Sehnsucht nach dem Kriegsleben von Neuem wach, ohne daß sie jemals dem Bilde sich zugewandt hätte, das Frau Barbara ihm von Josefa zu entwerfen versuchte.

Die alte Frau machte, weil sie das liebte, neue Pläne, aber sie merkte in ihrem Eifer nicht, wie wenig Josefa gesonnen und geeignet war, einen Eingriff in die Rechte ihres Herzens zu dulden. Wie fest sie war, wie spröde und abweisend sie sein konnte, das wußte auch eigentlich Niemand so recht, als Siegmund, der sich mit Frau Barbara's geheimer Billigung jetzt statt Pauls um ihre Gunst bewarb. Er that das mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, und mehr als ein Werben war es ein Kampf, der von beiden Seiten schweigend, aber mit Heftigkeit geführt und von Niemand bemerkt wurde, als von Oswald von Eltach, der gleichwohl keine Miene

machte, dem Einen oder dem Andern zu Hülfe zu kommen.

Siegmund wußte genau, um wen er warb: um ein schönes Mädchen und eine reiche Erbin. Denn daß Tante Barbara ihrer Nichte eine ansehnliche Mitgift bestimmen würde, die sie vielleicht noch vergrößerte, wenn Josefa durch die Wahl eines Verwandten das Vermögen der Familie erhielte, das stand in des jungen Mannes Meinung unumstößlich fest. Er hatte daher nicht allein die Gunst ihres Vaters zu erringen gesucht, er hatte auch gewußt, Frau Barbara mit dem Gedanken vertraut zu machen, sich einer solchen Familienheirath wenigstens nicht zu widersetzen.

Zwar wußte er sehr wohl, daß seinen Wünschen in Oswald von Eltach ein drohendes Hinderniß entgegenstand, denn er allein hatte die richtige Natur des Gefühls erkannt, welches Josefa mit all' der Gluth eines jungen, starken Herzens für

den verarmten Sprößling des einst so mächtigen Geschlechts hegte; allein ihre Wünsche konnten nie ein Hinderniß für die seinigen werden.

Und eben, weil Josefa es wußte, daß er sie durchschaut hatte, weil er ihre Liebe kannte und dennoch täglich und stündlich dieselbe zu verletzen suchte, indem er Oswald herabzusetzen strebte, stellte sie sich fast feindlich ihm gegenüber. In der That verstand er es, die Schwächen und Mängel des früheren Erben von Eltach in das hellste Licht zu stellen und seinen hervorragenden Eigenschaften den Glanz zu nehmen. Instinctartig erkannte auch Oswald seinen Feind, obgleich derselbe nie offen hervortrat, aber sorgfältig vermied er eine Scene mit dem Neffen seines väterlichen Freundes und hielt sich überhaupt in einer Passivität und Entfernung, die nur dem Betheiligten selbst keinen Zweifel darüber ließ, ob Unbefangenheit oder Geringschätzung dem jungen Baron dies Betragen dictirte.

Indessen wünschte Siegmund dennoch eine andere Gewißheit für seine Wünsche, als die, welche seine selbstsüchtige Beharrlichkeit ihm gewährte, und bei seinem sommerlichen Besuche in Eltach beschloß er, diese wichtige Frage seines Lebens zur Entscheidung zu bringen.

V.

Josefa war allein im Hause, in dem Gartensalon, welcher der Familie gewöhnlich zum Versammlungsort diente, nur das Dienstpersonal war daheim und rüstete und schaffte noch hier und da für den kommenden Pfingstmorgen. Grüne Zweige bekränzten Thüren und Fenster und schaukelten leise im Frühlingswinde; sabbathliche Ruhe zog daher mit der Dämmerung, und festtäglich war es auch in dem Herzen des jungen Mädchens, das sinnend am Fenster saß.

Ihre ganze fröhliche Kinderzeit führte das Pfingstfest ihr vor die Seele, wie sie glücklich mitgeholfen hatte an dem Schmuck des Hauses, und wie Oswald sie selbst bekränzt und geschmückt

hatte mit dem jungen zarten Grün. Wohl war es Festtag, aber sie war sein Festtagskind nicht mehr, es lag eine gewisse Befangenheit und Unruhe in dem Glück, womit sie jetzt seiner Ankunft entgegensah. Sie hatte es abgelehnt, mit dem Vater und der Tante noch einen Spaziergang durch die Felder zu machen, und es dem Siegmund in der Stille Dank gewußt, daß er an ihrer Statt gegangen, und ihr somit völlige Ruhe und Alleinsein bereitet hatte. Sie konnte ja doch nichts thun, als den Weg hinabsehen, auf dem Oswald daher kommen mußte, und sie mochte nicht reden, wenn sie doch nur an ihn denken mußte.

Die zunehmende Dämmerung ließ draußen die Gegenstände schon farbloser und schwächer erscheinen, und Josefa mochte schon lange so sinnend dagesessen haben, als plötzlich ihres Vetters Stimme dicht neben ihr ihren Namen nannte und ihre süßen Träumereien unterbrach.

„Sieh' da, Siegmund," sagte sie, erschrocken

auffahrend, und ihre Stimme klang nicht allzu freundlich, „schon zurück? Auch der Vater?"

„Nein," antwortete er mit einer gewissen Hast, „nein, Josefa, ich komme allein. Ich habe diese stille Stunde benutzt, wie Du — zum Träumen. Aber bei einem Manne, der seine Kraft kennt und schätzt, führt die Träumerei bald zum Entschluß und deshalb ergriff mich der Gedanke, daß es weise sei, unser Schicksal bald zu entscheiden."

„Unser Schicksal?" wiederholte das Mädchen bestürzt. „Unser Schicksal ist ja gar nicht verknüpft, Siegmund, unsere Wege und Wünsche gehen auseinander — ich verstehe Dich nicht."

„Josefa," sagte er fast bittend, „Du willst mich nicht verstehen, so laß es mich offen aussprechen —"

„Nein, nein!" rief sie, aufspringend und zum Tode erschrocken, „sprich es nicht aus, Siegmund, laß Alles, wie es ist."

Aber er drückte sie wieder nieder auf ihren Sitz.

„Du sollst mich hören,“ sagte er unmuthig, „mußt antworten, Josefa, und,“ fügte er langsamer und wie ermahnend hinzu, „wirst mir hoffentlich auch gute und erwünschte Antwort geben. Du weißt es, daß ich Dich liebe, Josefa, und ich weiß, daß Du mich nicht liebst, und dennoch frage ich Dich: Willst Du mir angehören?“

„Dennoch!“ wiederholte das junge Mädchen nur statt aller Antwort mit bestürztem Tone und schlug wie in maßloser Verwunderung die Hände zusammen.

„Ja, dennoch,“ wiederholte auch er, „denn Deine Wünsche und Erwartungen sind unerfüllbar, die meinen sind auf die Zeit, die Vernunft, auf consolidirte Verhältnisse und — die Täuschungen basirt, die Dein Herz doch über kurz oder lang erfahren muß.“

„Siegmund!“ rief das Mädchen gereizt, aber wie sich besinnend, hielt sie ein.

„Du wirst mir eingestehen, Josefa, daß Deine

Schwärmerei für Eltach eine Thorheit ist, eine Thorheit, die nur eine Liebe wie die meinige verzeiht. Ein Mann, der von den Wohlthaten seiner Frau gelebt hat, kann nie und nimmer die rechte Stellung zu ihr finden; ein befleckter Name, wie er ihn vom Vater überkommen hat, würde Deinem Ehrgeize auch auf die Länge nicht genügen. Auf seine Liebe kannst Du nicht bauen, Du kennst die zahlreichen kleinen Liaisons, die er mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen schon gehabt hat —"

„Du hast dafür gesorgt, daß ich sie kenne," unterbrach sie ihn voll Bitterkeit.

„Zu Deinem Heile, Josefa. Trotz alledem wird er nicht zögern, Dir seine Hand und seinen Namen anzubieten, sobald er weiß, daß Du Werth auf diese zweifelhaften Güter legst. Er kann es, denn Josefa Borbeck wäre im Stande, dem Herrn von Eltach zu dem verlornen Paradiese seines Stammguts zurückzuhelfen; er muß es, wenn er

ein Gentleman ist und nur irgend ein Funken von Dankbarkeit in ihm lebt."

„Siegmund, Siegmund," schrie das Mädchen wild emporfahrend, „das traf in's Herz!"

Da klangen aus dem Hintergrunde, von der offenen Gartenthür des in Dunkel gehüllten Zimmers, feste männliche Tritte und im nächsten Augenblick fühlte sie von kräftigen Armen sich umfaßt und gehalten.

„Josefa, mein Herz, was haben sie Dir gethan?" rief Oswalds geliebte Stimme und sie klang so weich und doch so stolz und herausfordernd wie in den süßen Tagen der Kindheit, wo er das kleine Mädchen beschützt und vertheidigt hatte gegen die Gespielen.

Sie konnte nicht antworten, sie hatte den Kopf an seine Brust gelegt, aber sie fühlte sein Herz klopfen und sah seine Augen leuchten, trotz dem Dunkel. Alles, ach Alles gab dieser süße, vertraute Ton ihr zurück, Glauben und Hoff-

nung und Zuversicht; sie brach in heiße Thränen aus.

„Josefa," sagte er besorgt und hob ihr schönes Gesicht empor, „ich bin ja bei Dir! Hast Du es denn nicht gewußt, Geliebte, daß ich, arm und verlassen, Deines Vaters Brod gegessen habe, daß ich selbst erst meinen Namen zu Ehren bringen muß? Bist Du gedemüthigt durch diese Erkenntniß, oder weinst Du, weil ich so gar nichts Dir zu bieten habe?" Sie schüttelte stumm und abwehrend das Haupt, und er, ohne im Mindesten durch Siegmund's Gegenwart sich stören zu lassen, fuhr bewegt und zärtlich fort: „Ja, sie sind werthlos, die äußeren Güter, die ich Dir bieten könnte, ich habe nichts, als mein Herz — willst Du es annehmen, Josefa?"

Ein lauter Schrei des Entzückens entrang sich ihren Lippen, er klang wie jubelnder Triumph, er war ihre einzige Antwort. Beide Männer hatten sie verstanden, diese Sprache der Liebe,

Beiden erschütterte sie das Herz — in diesem einzigen Laute lag das Schicksal dreier Menschen.

Die Dämmerung verhüllte die Bewegung in Oswalds Gesicht, nur seinem Tone hörte man sie an, als er nach einigen Minuten wieder zu der Geliebten sprach.

„Josefa,“ sagte er sanft, „gedenke ihrer immer und ewig, dieser Stunde, wenn ich je fehlen sollte gegen Dich. Nie wieder kann ich meine Liebe Dir beweisen, wie heute, wo ich, allen Schein und alle Verdächtigungen verachtend, Dir meine Liebe und meine Armuth biete, wo ich all' meinen Stolz zerbreche und ihn hinter mich werfe und freiwillig zurückkehre unter die Abhängigkeit Deines Vaters, zu den Wohlthaten meiner einstigen Frau.“

Sie zitterte am ganzen Körper. „Ewig will ich ihrer gedenken,“ sprach sie bang und zärtlich, „ewig Dir danken.“

„Ich bin nicht demüthig, Josefa, Du weißt es,“ sagte er wieder, „ich kann es nicht sein, am

wenigsten um der Güter willen, die meinem Stolze solche Opfer kosten. Ich muß der Herr sein, auch der Herr Deines Thuns und Wollens — willst Du mir auch in Liebe gehorchen?"

„O, und in welcher Liebe," rief sie freudig und vertrauend wie ein Kind, und glitt langsam hinab zu seinen Füßen.

Er hob sie rasch empor und bettete das schöne Haupt wieder an sein stürmisch klopfendes Herz. „Der Herr Deines Schicksals und Deiner Liebe!" rief er stolz und frohlockend, „ich habe das Glück gezwungen, mir zu dienen."

„Das haben Sie in der That," fiel Siegmund rasch ein, der endlich Worte für das Erstaunen und den Zorn fand, mit welchem er der Scene zugeschaut hatte, die mit so gänzlicher Nichtbeachtung seiner Person stattfand. Es ist nicht möglich, vorsorglicher und umfassender sich eines Besitzes mit allen Nebenbedingungen zu versichern, als Sie dies eben gethan haben. Sie haben es

so sehr verstanden, alle Vortheile und Chancen zu benutzen, daß ich Ihnen neben meinem Glückwunsche mein aufrichtiges Compliment darbringe und das Geständniß hinzufüge, daß ich von Ihnen lernen muß."

„Siegmund, o Siegmund, thue mir nicht weh!" rief Jesofa weich und bittend dazwischen; „nur in dieser Stunde nicht und vergieb mir, wenn ich Dich gekränkt habe."

„Sei glücklich," sagte er, gewaltsam sich beherrschend, „Du hast Dich abhängig gemacht mit Leib und Seele, mit Hab und Gut; Du hast Dich zum willenlosen Werkzeug gemacht in fremder Hand, Du trotzest Deiner eigenen Natur, Josefa, sieh Dich vor, daß sie sich nicht rächt." Er wandte sich und ging, ohne an Oswald ein versöhnendes, begütigendes Wort zu richten.

Aber die Liebenden waren zu glücklich, um den Stachel in seinen Worten zu fühlen, zu stolz, zu sicher, um es zu erkennen, daß etwas Wahres in

seinen Worten lag. Josefa's leidenschaftliche Natur konnte sich nur aufgeben um Oswalds willen, aber ihn selbst gab sie nimmer auf, nicht den leisesten Schatten seiner Liebe, die er ihr zugesichert. Um seines gefährdeten Besitzes willen hätte sie all' die Demuth und den Gehorsam aufgekündigt, den sie eben gelobt, da hätte ihre Natur sich erhoben zu gewohnter Thatkraft.

Doch selbst der Gedanke daran lag den Glücklichen in dieser Stunde fern, sie dachten an keine Zukunft, nur an die selige, beglückende Gegenwart. Josefa's Aufschrei, als Siegmund ihr eine mögliche Bemerkung Oswalds als Speculation oder Dankbarkeit darstellte, enthüllte diesem wie ein Blitz die unendliche Tiefe ihrer Liebe und warf alle die Bedenken nieder, die sein männliches Selbstgefühl und ein verzeihlicher Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit in ihm wach gerufen hatte. Er fühlte in diesem Augenblicke, wie Alles, was er erringen konnte, werthlos sein würde ohne ihren

Besitz, er empfand an dem Drange, sie zu trösten und zu beruhigen, wie heilig ihm ihr Glück war und trat furchtlos den Verdächtigungen entgegen, die Siegmund noch so eben aufgestellt hatte.

Und wie er es gekannt hatte, das Zauberwort, das Frieden und Seligkeit in ihr junges Herz zurückrief, wie es zitterte vor Glück und Entzücken, und wie es allmälig sich sänftigte an dem stolzen kräftigen Schlage des seinigen! „Zum Vater, zum Vater," drängte sie, „o Oswald, ist es denn auch wahr?"

Er trug sie mehr als er sie führte, ihre helle jubelnde Stimme ließ ihr Glück bald durch des Hauses festtägliche Stille erklingen; der nächste thauige Frühlingsmorgen, das blüthengeschmückte Pfingstfest begrüßte eine schöne, wonneberauschte Braut.

Das war Alles so schnell, so überraschend gekommen, Niemand hatte Zeit gehabt zu fragen, oder gar zu widersprechen, Niemand hätte auch

den Muth dazu gefunden, dieser Fülle des Glückes gegenüber, das sich über Josefa's ganzes Wesen ergossen. Des Vaters Einwilligung war von ihr nicht erbeten, sondern wie etwas sich ganz von selbst Verstehendes genommen. Sie glaubte, eben ein Jeder, und vor Allem der Vater, müsse die Größe dieses unverdienten Glückes mit ihr empfinden nnd sie würde einen Zweifel oder gar ein Bedenken kaum begriffen haben.

Erst jetzt erkannte Herr Vorbeck, wie gefährlich es geworden war, diese Leidenschaft so ohne alle Regelung der Klugheit und Besonnenheit bis zu dieser Stärke emporschießen zu lassen. Sie überwucherte und überragte Alles um sich her; was nicht in ihrem Schatten erblühen konnte, mußte vergehen. Josefa gestattete diesem Gefühl, nun es eine heilige Berechtigung hatte durch des Geliebten eigenes Wort, keine Einschränkung.

Frau Barbara, obgleich in der Stille des Herzens nicht einverstanden mit Josefa's Wahl,

stand ebenfalls unschlüssig vor der Sicherheit und Entschiedenheit, mit welcher das junge Mädchen ihr Glück erfaßte. Die alte Frau hatte eben keine Vorliebe für Oswald, der ihrer Meinung nach den Kopf viel zu hoch trug, viel zu wenig Demuth in Betreff seiner Vergangenheit zeigte. Ihr mißfiel die Gelassenheit, mit welcher er die grenzenlose Liebe und Hingebung der Braut als etwas ihm Gebührendes in Empfang nahm; der beschützende, überlegene Ton, der dem jungen Mädchen imponirte und es mit glückseliger Sicherheit erfüllte, erschien Frau Barbara herrisch, und manchmal durchzog doch die Befürchtung ihren Sinn, Siegmund könne Recht gehabt haben mit seiner Behauptung, daß Oswald v. Eltach der klügste Speculant sei, den er kenne. Indessen behielt Frau van der Meulen ihre Befürchtungen und ihren Herzenskummer für sich. So wenig sie von der Biegsamkeit oder Sprödigkeit des Menschenherzens kannte, so viel begriff sie, daß

Josefa viel schneller und sicherer ohne Oswald zu Grunde gehen würde, als mit ihm. Man mußte die Verhältnisse eben lassen wie sie lagen, und praktisch, wie Frau Barbara es stets war, sann sie auf Hülfe, wo sie noth that. Ihrem ruhigen und besonnenen Dafürhalten nach bestand diese Hülfe einzig und allein darin, den jungen Leuten das hinreichende Auskommen zu geben, das Oswalds schmaler Gehalt allein nicht gewähren konnte. Sie hatte fest beschlossen, dermaleinst ihr Vermögen ihren beiden Lieblingen Paul und Josefa zu hinterlassen und glaubte kein Unrecht zu begehen, wenn sie Siegmunds nicht gedachte. Hatte man ihr doch in des Bruders Hause das Beispiel dazu gegeben, indem der Kaufmann, trotz aller ihrer Bitten und Thränen, den Sohn enterbte, der seine Kette zu zerbrechen gewagt hatte; fand doch Siegmund kein Wort der Einsprache gegen diesen harten Beschluß, der ihm selbst Vortheil brachte. Es war immer ein Kummer für

sie, daß Paul da draußen vergeblich nach der Verzeihung des Vaters dursten mußte, sie begriff es sehr wohl, daß alle die reichen Gaben, die sie ihm sandte, ihm diesen Herzenswunsch nicht erkaufen konnten; aber sie wußte, daß ihr Reichthum Alles das herbeischaffen konnte, was zu Josefa's Glück noch fehlte, und sie war fest entschlossen, was an ihr lag, wenigstens dieses Kindes frohe Zukunft zu sichern.

Daß Oswald dabei auf's Neue in eine Art Abhängigkeit von seiner Frau oder doch von deren Familie gerieth, war ihr gar nicht unlieb; sie erblickte darin für Josefa ein wohlthätiges Gegengewicht seiner Herrschsucht gegenüber. Denn daß eine bessere Anstellung das reiche Nadelgeld entbehrlich gemacht hätte, was sie der schönen Braut im Stillen bestimmte, das hatte gar weite Wege, und die Hoffnung, die Oswald v. Eltach zuweilen in seinen Kinderjahren laut werden ließ, sein Onkel könne vielleicht dereinst als reicher Mann wieder

aus seiner Verschollenheit auftauchen, theilte Frau van der Meulen ganz und gar nicht. Ja, wäre es ein Bürgerlicher gewesen, der arbeiten gelernt hatte und entbehren, meinte sie, aber ein Junker, und ein Reis von solchem Stamme wie der Eltach'sche? Nur die schlicht bürgerliche Erziehung, die Oswald in des ehrlichen Pächters Haus genossen, hatte den jungen Mann von dem Untergange gerettet; jede Berührung mit der adeligen Verwandtschaft hielt Frau Barbara für gewagt. Und es schien auch Niemand von ihnen darnach zu trachten; sie hatten sich gar zu fremd und karg benommen, als der Knabe damals allein und verlassen in der Welt stand und fremde Herzen voll Erbarmen sich ihm öffneten; warum sollte der Onkel allein anders und besser geartet sein? Die Frage über des jungen Paares Zukunft war noch von Keinem erörtert; Frau Barbara selbst trat mit ihren Anerbietungen unaufgefordert hervor. Sie setzte Josefa ein reiches Nadelgeld aus

und ließ ziemlich deutlich die Absicht durchschimmern, der Nichte nach ihrem Tode auch den Besitz von Eltach zu sichern.

Es war das eine schwere Stunde für Oswald; alle die Schatten seiner Vergangenheit zogen wieder herauf — Josefa sah ihn bleich werden und fühlte seine Hand zucken in der ihrigen. Aber sie sprang so angsterfüllt auf, sie beschwor ihn so liebevoll und demüthig, sie anzunehmen, so wie der Vater und die Tante sie ihm geben wollten, daß er nicht der Nehmende, sondern wieder der Gebende war.

Die Hochzeit sollte noch im Laufe des Sommers sein. Beiden wurde die Trennung, die auf Oswalds häufig kurze Besuche folgte, unerträglich, wenn auch Josefa noch mehr darunter zu leiden schien, als er. Es war kein Zweifel, daß Oswald seine Braut heiß und innig liebte, daß er in ihrer Schönheit schwelgte, daß ihr großes, reiches Herz, ihr lebhafter Geist ihn entzückte, und dennoch schien

er manchmal gedrückt neben ihr, gedrückt, trotz der Ueberlegenheit in ihrer beiderseitigen Stellung zu einander. War es die äußere Abhängigkeit von der Familie seiner Braut, in welche er sich zurückbegeben hatte, war es Josefa's eigenes leidenschaftliches Wesen, genug, es fehlte dem bräutlichen Verhältnisse manchmal an der wohlthuenden Harmonie, an der schönen Klarheit und dem stillen Genügen, was auch die Umgebung mit einem angenehmen Gefühle erfüllt.

Auf jeden Fall war die Schuld daran in Josefa's anspruchsvoller Liebe zu suchen, die mit dem Eigensinne eines Kindes jeden Gedanken und jedes Wort für sich begehrte, die voll Eifersucht selbst dem Vater und der Tante ihn mißgönnte, und jede Erholung verwarf, welche nicht bei oder mit ihr war. Vergebens waren die Ermahnungen der Tante, des Vaters Neckereien und Warnungen, vergebens selbst Oswalds eigene liebevolle Vorstellungen. Josefa's Vernunft und Klugheit gab

ihnen recht, aber es war unmöglich, ihre Wünsche, die Sehnsucht nach seiner Nähe zu bezwingen. Sie bereute mit Thränen ihre Schwäche, um sogleich darin zurückzusinken, und Oswalds Liebe zu ihr war zu stark und erprobt, um nicht das Uebermaß der ihrigen zu verzeihen und derselben den letzten Rest, selbst seiner persönlichen Freiheit, zum Opfer zu bringen. Aber eben in dieser Unfreiheit zog Josefa den gefährlichsten Feind ihres Glückes groß, und in dem Bewußtsein einer Schuld gegen den Geliebten und dem ewigen Bemühen, sie zu sühnen, verlor sie von Anfang an den festen Halt, den sicheren Boden, auf welchem eine Frau in der Ehe stehen muß. Getreu ihrem Worte, ließ sie ihn schalten als Herrn über sich und ihr Schicksal; mochte er es gestalten, wie er wollte, wenn sie nur theilen durfte mit ihm.

Indessen war der Hochzeitsmorgen heraufgezogen in aller Pracht und Herrlichkeit, so klar, so golden, wie die Zukunft vor den Blicken der

jungen Braut lag. Selten wohl hatte ein glückliches Herz dieser Stunde entgegengeschlagen, als das dieses jungen Mädchens, selten ein Mann sich dankbarer und liebevoller solchem Herzen entgegengeneigt, als Oswald.

Er war ernster und ergriffener gewesen als sie; keine Wehmuth, kein Erinnern hatte das klare, weite Meer ihres Glückes getrübt, jedes andere Gefühl war darin untergegangen, selbst das des Scheidens, als sie wenige Stunden später an der Seite ihres Gatten der neuen Heimath entgegenfuhr.

Mit feuchten Augen hatte der alte Herr Vorbeck seinem Lieblinge nachgesehen, sein Haus war einsam geworden, aber Josefa so glücklich! Daß seine Augen sie immer so schauen möchten, so befriedigt, so sicher und vertrauend wie heute, das war das heiße Gebet seines ehrlichen Herzens, ohne daß er ahnte, wie nahe ihm die Erfüllung dieses Wunsches war. Seine Augen schlossen sich

noch über dem vollen Sonnenglanze ihres Glückes, die ersten Schmerzensthränen, die die junge Frau in ihrem Ehestande weinte, als sie nur wenige Monate später gebeugt heim kam nach Eltach, fielen auf ihres Vaters Grab. Ein Sturz mit dem Pferde hatte dem noch rüstigen Manne einen schnellen Tod gebracht; kaum fand er noch Zeit, seinem Kinde die Hand zu drücken und Oswald den Rath und die Bitte ans Herz zu legen, die Bewirthschaftung des Gutes, das ja dereinst wieder das seinige werden würde, sofort zu übernehmen, wenn die Tante nur irgend mit dieser Idee einverstanden sei. Er ging beglückt und beruhigt hinüber, der alte Mann. Josefa's Zukunft schien geborgen unter sicherer Hut.

Sein Wunsch und sein Plan, das Gut sogleich zur Bewirthschaftung in Oswalds Hände zu legen, schien doch für einen solchen Fall, wie der nun eingetretene, längst mit Frau van der Meulen besprochen zu sein, denn sie selbst rückte

damit hervor, sobald die erste Bestürzung und der Schmerz des jungen Paares einer ruhigen Berathung Zeit gewährten. Frau Barbara huldigte dem guten alten Sprichwort, daß Niemand sich ausziehen solle, bevor er nicht zu Bette geht, und es fiel ihr daher nicht ein, das Gut als Eigenthum Josefa schon jetzt zu überlassen. Fand sie doch bei dem überlebenden Bruder schon Widerspruch genug, daß sie auch jetzt noch immer die Gutsbesitzerin weiter spielte, wo es sich nicht mehr darum handelte, den Bruder Anton in lieben und gewohnten Verhältnissen zu erhalten, ohne daß sie nöthig gehabt hätte, durch ein so verfrühtes Geschenk sich gar mit ihm zu verfeinden. Alles, was sie durchsetzte, war das Anerbieten für Oswald, in den außerordentlich günstigen Pachtcontract seines Schwiegervaters einzutreten, und der Vortheil für beide Parteien lag zu sehr auf der Hand, und eine unabhängigere Stellung für ihn zu nahe, als daß er dieselbe nicht unbedenklich

ergriffen hätte. In ländlichen Verhältnissen aufgewachsen und von einem tüchtigen Verwalter unterstützt, fand Oswald sich bald in seine neue Thätigkeit hinein. Es war ihm ein eigenthümlich freudiges Gefühl, so unter seiner Hand die Stätte wieder emporblühen zu sehen, die verfallen und versunken ein Bild des Geschlechtes war, dessen Wiege hier stand. Der frohe Gedanke, dies Stück Land, das er für sich immer verloren geglaubt, nun wieder für sich und seine Nachkommen zu bauen, verdoppelte seinen Eifer und seine Thätigkeit.

So glücklich nun Oswald in der That war, so glücklich hätte Josefa sein können; aber die alte Ungenügsamkeit, die unerfüllbaren Ansprüche ihrer Liebe trübten, wie in der Kinderzeit, nun auch in der Ehe die Vollkommenheit ihres Glückes. Josefa war eine zärtliche, hingebende Frau, aber keine vernünftige; die Ruhe, die süße Sicherheit, welche die Ehe vor dem Brautstande voraus haben

soll, blieb diesen Gatten fern. Oswald liebte seine schöne Frau zu zärtlich, um nicht mit ernster, aufmerksamer Sorge über ihr Wohl zu wachen, aber sie vermißte die tausend kleinen Liebeständeleien der Brautzeit, die sie so sehr beglückt hatten und welche sie thörichter Weise zum Maßstab seiner Liebe gebrauchte. Sie vergaß, daß es Mußestunden gewesen waren, welche er in Eltach zugebracht hatte, sie konnte und wollte nicht an die Nothwendigkeit so vieler Arbeitsstunden glauben, wie er sie selbst festsetzte, sondern fühlte sich verstimmt, wenn er, ermüdet und abgespannt, manchmal ein Buch einer Unterhaltung oder einem Spaziergange mit ihr vorzog, und hielt sich für vernachlässigt, wenn er gar wagte, die Einsamkeit seines eigenen Zimmers aufzusuchen. Bis dahin, bis in sein Arbeitscabinet durfte sie ihm nicht folgen; er hatte die Unverletzbarkeit dieses Gebietes fast mit Strenge aufrecht erhalten und Josefa haßte diesen Ort als die Quelle ihrer Leiden.

Daß er die Ruhe irgendwo anders suchte als bei ihr, das war ein tiefer Schmerz für die lebhaft empfindende Frau, und doch fiel es ihr niemals ein, daß eben ihr Bemühen, ihn aufzuheitern und anzuregen und so seine augenblickliche Schweigsamkeit zu brechen, ihm die oft gerade so nothwendige Ruhe und Behaglichkeit nahm und ihn zwang, in seinem Arbeitszimmer das zu suchen, was alle Liebe seiner Frau ihm nicht zu schaffen vermochte.

Einsamkeit und Stille, das waren Dinge, denen sie nur Reiz zugestand, wenn sie mit dem Geliebten genossen wurden, und daß derselbe gerade hierin andere Bedürfnisse zeigte, war eine nicht zu überwindende Kränkung für sie.

Oswald liebte den heitern Lebensgenuß, er hatte sogar eine leise Neigung für das Zuviel in dieser Hinsicht, und die nahe gelegene große Stadt, wo Beide ihren Umgang hatten, bot ihm Gelegenheit genug, gesellige Freuden und geistige wie

materielle Genüsse zu finden. Josefa bedurfte weniger als er der andern Menschen, aber es ergriff sie eine fieberhafte Unruhe, wenn er allein in die Stadt fuhr. Sie hätte jeden Genuß, jede gewohnte Bequemlichkeit mit Freuden geopfert, aber sie gab nicht eine Stunde des Beisammenlebens mit ihm auf; sie las seine Wünsche aus seinen Augen, bediente ihn mit ewig gleicher Geduld und Aufmerksamkeit und fügte sich ohne Murren, ja ohne Verwunderung in jede, selbst in launenhafte Anordnungen, aber sie begriff nie und nimmer den Wunsch und das Bedürfniß nach einer Erholung, an welcher die Frau nicht theilnehmen kann.

Beide wünschten sich lebhaft ein Kind. Beide träumten darin die Vollendung ihres Glückes, und wirklich wäre es das sicherste Mittel gewesen, durch Pflichten und Sorgen, die allein ihr, der Mutter, anheimfielen, die junge Frau etwas selbstständiger und selbstgenügsamer hinzustellen.

Ein Kind, so hülflos, so angewiesen auf ihre Zärtlichkeit und Mühen, würde sie abgezogen haben von all den kleinen Eifersüchteleien und Selbstquälereien, mit denen sie so oft ihre und ihres Gatten Tage trübte; *sein Kind*, *sein Ebenbild* vielleicht, würde ihr einen Ersatz gewährt haben in den Stunden seiner Abwesenheit, und würde ein ewiges, unzerreißbares Band geworden sein zwischen ihm und ihr! Das Kind wäre ein Theil seines Ich's gewesen, das hätte sie ganz und ungetheilt besessen; nur er, der Geliebte, hätte Anspruch gehabt an seinem Lächeln und seinem Lallen, und in dieser Glückseligkeit hätten ihre Herzen sich aufs Neue und unverlierbar gefunden. Aber die Jahre vergingen und die Hoffnung schwand; dieser eine Herzenswunsch schien ihnen unerfüllt bleiben zu sollen. Josefa war noch schön, im vollen Jugendreiz, und ihre Liebe glühend, wie in der Frühlingszeit ihres Herzens, und doch lag nicht mehr der goldene Glanz auf ihrem

Leben, der am Hochzeitstage ihre Augen geblendet und sie verschlossen hatte gegen die Gefahren, die sie selbst heraufbeschwor.

Oswald hatte zuletzt die Freiheit und Unabhängigkeit genommen, die sie nicht gab, und da in diesem Punkte durchaus keine vollkommene Verständigung zwischen den Gatten stattfand, so verlor er manchmal das rechte Maß. Der Trotz kam den Vergnügungen zu Hülfe, er blieb jetzt öfter und länger fort, als selbst einer bescheidenen Frau lieb gewesen wäre. Der Umgang mit jungen, unverheiratheten Männern, die keine Verpflichtung hatten, ließ ihn manchmal vergessen, daß er durch die Ehe seiner Freiheit Beschränkungen auferlegt, und dafür die Liebe eines jungen schönen Weibes eingetauscht hatte, während ihre leidenschaftlichen Klagen und ihre Eifersucht seine reuige Umkehr erschwerten, und ihn, um einer heftigen und leidenschaftlichen Scene zu entgehen, noch fern bleiben ließen, wenn seine Sehnsucht schon längst bei ihr war.

Daß bei Oswald gerade durch die Beschränkung, die ihre Eifersucht auf ihn ausübte, der Geschmack an einem ungebundenen Leben geweckt wurde, das zeigte sich klar, und jetzt, jetzt endlich lenkte die erschrockene Frau ein. Sie wußte es nun, daß er nicht mehr gleichgültig gegen fremde Reize blieb, daß er oft huldigend anderen Frauen nahte und auswärts das frohe Lächeln, die ruhige Heiterkeit suchte, womit die Gattin den Mann erquicken soll. Bei ihr fand er stürmische Zärtlichkeit, eifersüchtige Aufmerksamkeit auf sein Thun und Lassen und ewiges Bangen und Zagen um seine Liebe — da draußen fand er zwanglose Freiheit, Ruhe und Sicherheit und heiteren Genuß.

Das war ein beängstigender Vergleich, den Josefa's durch die Angst geschärftes Auge endlich selbst anstellte, und die Furcht, ihn zu verlieren, war noch größer als die Schwäche, der sie so lange sich hingegeben. Nein, sie wollte ihn nicht mehr quälen durch Ansprüche und übergroße Sorge,

sie wollte ihn entbehren, um ihn aufs Neue zu besitzen, und frei und fröhlich sollte er kommen oder gehen, wie es ihm gefiel, ohne Vorwürfe, ohne Klage und Frage. Sie war so schön, so gut und klug, er sagte es ihr ja noch so oft voll Zärtlichkeit und Bewunderung — sein Herz war ihr ja noch nicht verloren. Aber noch ehe die Früchte von Josefa's guten Entschlüssen reiften, trat ein neues Ereigniß in das Leben der Beiden, das demselben eine ganz andere Wendung gab.

VI.

Oswalds Onkel, der einzige nahe Verwandte, den er besaß und den er längst todt geglaubt hatte, kehrte nach sechsundzwanzigjähriger Abwesenheit als ein reicher Mann in sein Vaterland zurück. Betheiligung an Bergwerken in Südamerika, Handel und Speculationen hatten langsam aber solid an seinem Glücke gebaut. Er hatte weder Arbeit noch Mühe gescheut, kein Geschäft zu klein erachtet und im angestrengtesten Fleiße errungen, was er jetzt genoß. In Allem das Gegentheil seines unglücklichen Bruders, war er das Bild der Energie und Beharrlichkeit, entschlossen, seinen Principien und der Nothwendigkeit auch das Schwerste zu opfern.

Der äußere Glanz seines Namens, den der ältere Bruder nicht zu Ehren gebracht, war es, für welchen er gearbeitet und entbehrt hatte. Der Edelmann in seiner äußeren Gestalt war von ihm nicht mit hinübergenommen über das Meer, er würde ihn nur gehindert haben, ohne volle Geltung zu erlangen; aber in Europa suchte er ihn wieder hervor und bekleidete ihn mit neuem Glanz.

Erst in Deutschland hörte er von dem Untergange des Bruders und dem Verkauf des Gutes, aber mehr als das traf es ihn wie ein Donnerschlag, daß er Oswald verheirathet fand mit der Tochter des ehemaligen Gutspächters. Dafür also hatte er gearbeitet und entbehrt! War es doch gerade der Gedanke an die wiederaufblühende Größe des alten Geschlechts, welcher der Sporn gewesen, der ihn immer wieder aufgestachelt hatte aus Ermüdung und spärlich sich gestatteter Erholung! Der alte Baron, mißmuthig und enttäuscht wie

er war, wollte Anfangs seinen Neffen gar nicht sehen, aber die Stimme des Blutes, der er so lange Jahre Schweigen auferlegt hatte, forderte doch gebieterisch ihr Recht. Oswald blieb immer seines Bruders Sohn, und ließ sich mit den mühsam erworbenen Reichthümern auch nicht der Flecken aus dem Stammbaum tilgen, so ließ sich damit doch vielleicht etwas thun, um die Lage des Unglücklichen, für welchen er seinen Neffen hielt, zu erleichtern.

Zu seinem grenzenlosen Erstaunen fand er die Verhältnisse desselben behaglich, ihn selbst als vollkommenen Gentleman, der, freilich in ganz anderer Weise als der Onkel, dafür gesorgt hatte, den väterlichen Namen wieder zu Ehren zu bringen, und im Besitz einer reizenden Frau.

Der Baron dachte nur an seine eigenen Wünsche, und daß eine Persönlichkeit wie die seines Neffen, unterstützt von den Mitteln, die dem Onkel nun zu Gebote standen, in den ersten

Familien des Landes mit Freuden als Sohn empfangen sein und ohne das Hinderniß seiner Ehe bald eine einflußreiche und hervorragende Stellung eingenommen haben würde. So schön und liebenswürdig Josefa war, so kindlich und aufmerksam sie dem alten Herrn entgegenkam, sie konnte seine Anerkennung nicht gewinnen. Er konnte es ihr nun einmal nicht vergeben, daß sie seine Jahre langen Mühen vereitelt, sein schönstes Träumen vernichtet hatte; er war hart und kalt und ungerecht gegen sie, und brachte einen fremden gezwungenen Ton in ihre Häuslichkeit.

Zwar fand sie in Oswald, wenn er daheim war, einen würdigen und zärtlichen Schutz; er vertrat sie immer und war gerade in des Onkels Gegenwart besonders achtungsvoll gegen sie; allein eben die Anwesenheit desselben veranlaßte jetzt häufiger eine Trennung der beiden Gatten. Dem alten Baron war Alles neu und interessant; ein Vierteljahrhundert war seit seiner Abwesenheit

verstrichen, was hatte sich da verändert und verschönert! Es wurden Ausflüge gemacht, hier- und dorthin, Bauten besichtigt, Erfindungen bewundert; alte Bekanntschaften wurden wieder angeknüpft, und überall mußte Oswald ihn begleiten.

Dieser war gern in der Gesellschaft des alten Herrn; es war ein natürliches Gefühl dankbarer verwandtschaftlicher Neigung, was ihn an den Bruder seines Vaters fesselte, der in Armuth fortgegangen war und jetzt kam, um den Seinigen Reichthum und Ansehen als die Frucht eigener Entbehrung heimzubringen, und um seinetwillen, und zwar zum ersten Male, that es Oswald leid, daß Josefa nicht von Adel war. Er hätte so gern dem alten Herrn diesen Wunsch erfüllt und die theure Frau auch von ihm geliebt sehen mögen.

Es lag auf der Hand, daß die Erneuerung alter Verbindungen dem jungen Manne von Nutzen sein konnten, selbst Josefa sah das ein, und wenn

mittlung zu bewegen. Er zeigte in diesem Punkte eine Zartheit und Festigkeit der Gesinnung, die den Onkel mit Erstaunen erfüllte und die zornige Aufwallung lebhaft bekräftigte, mit welcher er eine gelegentliche Andeutung des alten Herrn, als habe er in Josefa wohl nur die künftige Herrin von Eltach erwählt, zurückwies.

Oswald hatte ein viel zu dankbares Herz, um es zu vergessen, was er Gutes von der Familie Vorbeck erfahren; er liebte seine Frau noch viel zu innig, um nicht aus ihrer Hand lieber als aus jeder andern seine Heimath zurückzuerhalten, und hätte viel darum gegeben, wenn er Josefa diese Geltung auch in den Augen des alten Barons hätte verschaffen können.

Ein Kind, ein Kind, — der Wunsch tauchte glühender in seiner Seele auf als jemals, der neue Sproß am alten Stamme hätte der Mutter vielleicht die Liebe und Anerkennung des alten Herrn verschafft. Ein Kind — meinte auch Josefa in den

einsamen Stunden, die bedenklich sich mehrten; ein Kind, seufzte der Baron, wenn er auf die Früchte seines Fleißes schaute und an die lachenden Erben dachte. Denn das stand fest, untergehen sollte er nicht, der alte Stamm. Blieb Oswald kinderlos, so vermachte er sein Vermögen den Lehensvettern Eltach, daß sie die Familie zu neuem Ansehen brächten.

VII.

Der Herbst begann schon die Blätter zu färben und die langen Abende ein engeres Familienleben, namentlich auf dem Lande zum Bedürfnisse zu machen, als Oswald seine Frau mit der Nachricht überraschte, daß der Onkel ihn eingeladen habe, denselben auf einer längeren Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien zu begleiten, und daß er entschlossen sei, dieser Einladung Folge zu leisten. Josefa verstummte; so sehr ihre Ansprüche sich vermindert hatten, so widerstandslos sie ihn in der letzten Zeit hatte gehen sehen; eine Trennung von sechs bis acht Monaten war eine harte Probe für ihre Geduld und ihre Besorgnisse. Er war ja, seit er ausschließlich mit dem Onkel

lebte, Tage und Nächte in der benachbarten Residenz, aber er kehrte doch in kürzeren oder längeren Zwischenräumen immer wieder heim, zärtlich und manchmal, so wollte es Josefa bedünken, reuig. Und nun — einen ganzen einsamen Winter sollte sie verleben ohne ihn, er konnte gehen zu Lust und Freude so lange, lange Tage und ließ sie allein zurück. Er sah die Thränen in ihren Augen zittern, er wurde unschlüssig und bewegt.

„Möchtest Du, daß ich bliebe, Josefa?“ fragte er freundlich. „Sieh, der Onkel ist ein alter Mann, eine Dame als Reisegefährtin würde ihm manche Gêne auferlegen, ich wenigstens kann den Vorschlag nicht machen, Dich mitzunehmen. Aber ich bleibe dies Mal zurück, wenn Du es wünschest, Du sollst mir kein Opfer bringen. das Dir schwer wird.“

Der zärtliche, liebevolle Ton, die jetzt seltene Berücksichtigung ihrer Wünsche berauschte das Herz der jungen Frau mit neuer Hoffnung. „Nein,

nein!“ rief sie gefaßt, wenn auch Thränen jetzt schnell herabfielen auf ihre Hand, „Du gehst, Oswald, Du darfst keine Freude entbehren um mich; welches Opfer könnte mir zu groß sein? Sag’ mir nur, daß Du gern wieder heim kommst.“

Er schloß sie gerührt an sein Herz, wie war sie so schön in dieser Weichheit, in diesem sich Aufgeben; er dachte beschämt an seinen Irrthum, der jemals, wenn auch nur vorübergehend, andere Frauen ihr gleichgestellt hatte.

Die Zeit bis zu seiner Abreise ging schnell genug vorüber, Josefa packte selbst seinen Koffer, dachte an Alles, an das Nothwendige und das Angenehme und bezwang ihre Thränen, als die Trennungsstunde kam, um keine trübe Empfindung seiner Reiselust beizumischen. Erst in der Mitte ihres Gemaches brach das bittere Gefühl in heißen Thränen des Grams und der Kränkung hervor, und all’ die kleinen Vernachlässi-

gungen der letzten Zeit traten lebendig wieder vor ihre Seele.

Ein langer Winter der Trennung lag zwischen ihnen, würde sein Herz auch warm bleiben in Liebe für sie, in Treue!

Indessen schlichen die Tage nicht ganz so eintönig und schwer dahin, wie sie Anfangs gefürchtet; sie griff zu Frau Barbara's oft gepriesenem Recepte gegen Kummer und Gram: zu angestrengter, geregelter Thätigkeit, und es bewährte sich. Die Briefe an ihren Mann, diese Ergüsse ihres warmen, liebenden Herzens, Musik und Lecture blieben ihren Mußestunden, den gefürchteten Abenden vorbehalten; am Tage war sie eine so pünktliche und gewissenhafte Hausfrau, daß selbst Frau van der Meulen befriedigt gewesen sein würde, und sogar faßte sie Muth und Lust, kleine bauliche Verbesserungen und Verschönerungen vorzunehmen. Die kleinen Ueberraschungen, die sie ihrem Manne dadurch bereitete, gewährten ihr Freude und Zeitvertreib, die

Ausschmückung seiner Zimmer, die sie neu und in seinem Geschmacke herrichten ließ, und die ihren ganzen liebevollen Eifer ins Feld rief, nahm Ueberlegung in Anspruch und dünkte ihr ein wichtiges Geschäft.

In diesem standhaften Bemühen, ihre Einsamkeit erträglich zu machen und der Vernachläsigung, die sie Anfangs so schmerzlich empfunden, den Stachel zu nehmen, waren die ersten Wintermonate vorübergezogen und Weihnachten vor der Thür, und Frau Barbara, die mit innerer Befriedigung den Anstrengungen Josefa's von ferne zugesehen hatte, hielt es nun für an der Zeit, ihrem Lieblinge durch einen Besuch wenigstens die Weihnachtstage weniger trübe und einsam zu machen. Josefa nahm den Vorschlag der alten Frau auch dankbar an, sie wußte es im Voraus, an diesem Tage würde ihre Sehnsucht all' ihre Kraft überflügeln.

„Weihnachten," das Wort hatte seinen Zauber-

klang noch behalten für sie aus der Kinderzeit, wo alle Herzen froh waren, das ihre am meisten. Im hellen Lichterglanz stand die Erinnerung vor ihrer Seele, ach, und in ihrem Herzen war so manches Lichtlein erloschen!

Geschäftig ließ sie rüsten zum Empfange der alten Frau; auch Weihnacht sollte gefeiert werden mit hellflimmernden Bäumen, sie wollte für das Gesinde und für die Arbeiter austheilen, welche oben in Oswalds Gemächern die letzte Hand anzulegen hatten. Sie stieg, da der Tag sich neigte, selbst hinauf, um nachzusehen. Die weichen Teppiche und die reichen Vorhänge, die das Zimmer in ein trauliches Halbdunkel hüllten, das helle Kaminfeuer, das der Arbeiter halber angezündet war, und dessen flackernder Lichtschein auf die Bilder an den Wänden und die weichgepolsterten Lehnstühle fiel, welche den Kamin umstanden, Alles das heimelte die schöne Frau an mit innigem Behagen.

Der Besitzer hätte jeden Augenblick hereintreten können, Haus und Herz war bereit, ihn zu empfangen; und Josefa dachte freudeglühend an den Augenblick, der doch einmal kommen mußte, wo sie an seiner Brust lag, wo er an ihrer Hand dies kleine Paradies betreten würde, um glücklich darin zu sein.

Ja glücklich! Sie wollte es glauben, die frohe Hoffnung sollte ihre Festtagsgabe sein. Lächelnd und sinnend, in dem süßen Gefühl des leise wieder aufkeimenden Vertrauens, schritt sie dem Nebenzimmer, dem Arbeitscabinet ihres Mannes zu. Eben wurde der schwere Schreibtisch desselben aus dem obersten Stock, wo er während der Reparatur der Zimmer gestanden, die Treppe herabgetragen; Josefa empfahl den Trägern noch besondere Sorgfalt. War nun aber der Tisch für die Kräfte der beiden Männer zu schwer, oder die Biegung der Treppe zu stark — Josefa sah ihn schwanken und im nächsten Moment mit einem

lauten Krach zu ihren Füßen stürzen. Die Hinterwand des Tisches war zertrümmert, der größte Theil des Inhalts lag im bunten Chaos auf dem Boden zerstreut, rund um die erschrockene Frau her, die kaum Zeit hatte, dem Stoße auszuweichen.

Das war ein etwas verstimmender Zwischenfall; ihr Mann hielt große Stücke auf den Arbeitstisch, es war nicht ohne Schwierigkeiten, ihn zu repariren.

Mißmuthig raffte Josefa selbst die Briefschaften und Bücher und sonstigen Papiere auf, um sie in einen andern Behälter zu schließen, ohne zu einer Durchsicht derselben versucht zu werden. Sie ging hinüber in Frau Barbara's Zimmer, die jeden Augenblick eintreffen konnte, um noch einmal Musterung zu halten, und begab sich dann in ihr eigenes Gemach, um hier in Ruhe die Ankunft der alten Dame abzuwarten. Da klopfte es leise an ihre Thür, und der Träger, der das

Unglück gehabt hatte, den Tisch fallen zu lassen, trat ein mit einem Papier in der Hand, das sich noch in einer dunkeln Ecke des Vorplatzes gefunden. Josefa dankte; zerstreut und gedankenlos wandte sie den Blick darauf, aber plötzlich blieb er haften und wurde unruhig und gespannt. Es war ihr eigener Name, auf dem ihr Auge ruhte, ihr Name, von einer ihr bekannt scheinenden Hand geschrieben. Wer interessirte sich für sie so sehr, um Oswald über sie zu schreiben und was konnte es sein? Die Versuchung war groß und Josefa schwach! sie konnte nicht widerstehen.

„Lieber Oswald!" so lautete der Brief, „es thut mir leid, wenn ich Dich verletzt haben sollte, aber ich tröste mich mit der Hoffnung, daß es nicht der Fall ist. Was war es denn weiter mit meinem Vorschlage? Du hast mir zugegeben, daß es in Deinem jetzigen Leben eine bleibende Unbequemlichkeit sein wird, daß Deine Frau nicht von Familie ist; Du hast mir eingestanden, daß ihre

Kinderlosigkeit ein fühlbarer Mangel Deines Glückes ist, und spielst doch den Beleidigten, da ich Dir rathe, diesem Mangel abzuhelfen, indem Du Dich von ihr trennst. Du denkst und träumst und wünschest — ich rede offen und handle; das ist der Unterschied zwischen uns. Glaube mir, dies unbehagliche Gefühl, das sich manchmal in Deine häuslichen Wonnemomente einschleicht, ist der sehr gesunde und kräftige und sehr verzeihliche Drang nach Freiheit. Du erschreckst vor dem klar ausgesprochenen Wort, und in diesem Schrecken wirst Du unangenehm gegen den alten Onkel.

Ein Schaden, der nicht zu curiren ist, soll mit einem scharfen Messer weggeschnitten werden, und der Schaden, an dem Du leidest, ist Deine Frau. Der Kranke ist ja selten klar über die Natur des Uebels. Ich weiß, dieser Brief, der Dir die wohlüberdachten Motive meines schnell, und wie es Dir vielleicht geschienen hat, leichtfertig gegebenen Rathes, darlegen soll, erbittert Dich

auf's Neue; aber das schadet nicht, Du wirst die gute Absicht nicht verkennen. Ich liebe nun einmal nichts Halbes — wie wäre ich auch sonst zum Ziele gekommen. Ein Mensch, der wie ich den Muth hatte, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen, alle Erinnerungen hinter sich zu lassen und vorwärts, nur vorwärts zu sehen, um sich und den Seinen eine neue und ehrenvolle Existenz zu schaffen, der durfte in *solchem* Kampfe mit dem Leben keine sentimentalen Gefühle und schwärmerischen Ideen mitnehmen, der mußte klar und fest das Ziel im Auge haben und ohne kleinliche Bedenken die Hindernisse auf seinem Wege zur Seite schieben. Ich habe weder mich, noch meine Gefühle verzärtelt, ich habe gewußt, was ich gewollt habe, und das ist mein Glück gewesen. Man wird praktisch in sechsundzwanzigjährigem Ringen, um den Platz wiederzugewinnen, auf den das Schicksal uns bei der Geburt gestellt; man muß rauh und hart werden gegen sich selbst, und

darin, mein Sohn, suche die Entschuldigung, wenn ein solcher Mensch es auch gegen Andere wird. Ich habe Dir gerathen aus keinem verweichlichten, aber aus einem ehrenhaften Herzen, dessen sei gewiß. Ich halte es für ein Großes, wenn ein Mann sich von der Mutter seiner Kinder scheidet, ich würde nie davon geredet, ja ich würde schon dem Gedanken daran widerstrebt haben, als etwas Unerlaubten, wenn Deine Frau Dir ein Kind gegeben hätte. Aber für so schwer ich eine Verantwortlichkeit in diesem Falle ansehe, so leicht, ja so geboten scheint mir die Trennung von einer Gattin, die ihren Platz weder in der Welt, noch als kinderlose Frau im Haus und Herzen des Mannes ausfüllen kann.

Das meine Gründe — das meine Entschuldigung; denke, daß ich verlernt habe, mit weichen Gefühlen schonend umzugehen, und erwäge meine Worte nicht mit dem Gemüthe, sondern mit dem Verstande. Ueberzeugen meine Gründe Dich nicht,

so laß uns ferner nicht darüber streiten und das gute Einvernehmen nicht stören, das einer der größten Genüsse nach einem langen und entbehrungsvollen Leben für mich ist. Dein Entschluß kann den meinigen ändern, aber unmöglich die väterliche Liebe zu Dir. Dein Onkel Claus v. Eltach."

Lange noch saß Josefa da, den Blick starr auf den unglückseligen Brief gewendet, der, längst ihrer zitternden Hand entglitten, auf dem Boden lag. Konnte sie es denn fassen, das Ungeheuere, was in den wenigen Worten so kalt, so scharf, so mitleidslos ausgedrückt war? Scheiden — ihr Herz hatte nicht Raum für die Fülle dieser Schmerzen; warum sprach er nicht vom Sterben? Die ganze Leidenschaftlichkeit ihres Empfindens, selbst die erleichternden Thränen schienen zu Eis erstarrt in dem Schreck und dem Entsetzen, das sie lähmte; sie saß regungslos auf ihrem Sopha und starrte das Blatt Papier an. Die jubelnden,

schmetternden Töne eines Posthorns drangen an ihr Ohr wie schneidender Hohn zu ihrem Jammer. Das war Frau van der Meulen; Josefa hörte den Wagen durch die Einfahrt rollen, und betäubt richtete sie sich auf und wankte die Treppe hinab. Die Mägde und Knechte umstanden hülfeleistend den Wagen der Gebieterin, der Bediente kam mit Licht, der helle Schein fiel auf Josefa's todesblasses Gesicht.

Erschrocken stutzte Frau Barbara, aber nur einen Moment. Mit all' der Fassung und Besonnenheit, die ihr trotz ihrer vorgerückten Jahre eigen geblieben war, ging sie rasch darüber hinweg, ohne Frage oder Bemerkung, drückte einen schnellen herzlichen Kuß auf die kalten Wangen der jungen Frau und zog sie mit dem Bedeuten, daß es hier unten zu kalt sei zu ferneren Begrüßungen, mit sich die Treppe hinauf.

Josefa's Zimmer war angenehm erwärmt, aber es war kein Licht darin, kein Vorhang her-

abgelassen, die letzte Hand hatte gefehlt, um volle Behaglichkeit zu schaffen. Frau Barbara, nachdem sie Hut und Pelz abgelegt, übernahm das selbst. Sie schellte nach der Lampe, ließ den Lehnstuhl, den sie besonders liebte, an den Tisch rücken und befahl, die Theemaschine hereinzubringen, ohne daß es Josefa, die stumm und zerstreut zuschaute, einfiel, diese kleinen Pflichten der Hausfrau für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Es war ersichtlich, daß sie unter dem ersten Eindruck eines ungeheuren Schmerzes litt, aber Frau van der Meulen verstand zu warten.

Erst als die Schritte des ab- und zugehenden Dieners verhallt waren, als die Lampe traulich und freundlich den hübschen Raum erhellte und Frau Barbara das duftende Getränk in die Tasse gegossen hatte, zog sie Josefa neben sich auf das Sopha.

„Nun, mein Herzblatt," sagte sie freundlich, die kalten Hände der jungen Frau erfassend und

ihr forschend in die unstät blickenden Augen schauend, „nun sind wir allein. Was hat Josefa der alten Tante Barbara zu vertrauen?"

Wie der Zauberstab den lebendigen Quell, so weckte diese einfache, liebevolle Frage, diese Voraussetzung eines tiefen Kummers den Ausdruck der Gefühle, der wie erstarrt war in Josefa's Brust. Wie ein warmer Strom schoß es nach ihrem Herzen, und mit überströmendem Gefühl sank sie in die mütterlich geöffneten Arme der alten Frau. Diese ließ sie ruhig ausweinen, erst nach einer Pause sagte sie freundlich aber bestimmt: „Nun rede, Kind; daß Du Kummer hast, weiß ich, aber nun laß mich auch erfahren, welchen."

Die junge Frau richtete sich auf und suchte vergeblich zu sprechen, statt aller Antwort reichte sie ihr den verhängnißvollen Brief hin. Bedächtig schlug Frau van der Meulen ihn auseinander, so bedächtig, daß Josefa, die jetzt zu fieberhafter

Lebendigkeit erregt war, sie unterbrechen wollte. Aber die alte Dame wehrte ruhig ab, zog mit derselben Langsamkeit ihre Brille hervor und begann zu lesen.

Eine Ewigkeit dünkte es Josefa, bis sie das Todesurtheil, das ihr eigenes Herz sich so voreilig gesprochen, von fremden Lippen bestätigt hörte; sie stand erwartungsvoll da, als Frau Barbara endlich den Brief zusammenfaltete und ihn ohne ein Zeichen merklicher Bewegung vor sich hinlegte.

„Was sagst Du, Tante Barbara?“ fragte die junge Frau mit bebender Stimme.

Frau van der Meulen zuckte die Achseln. „Was soll ich zu den Hochmuthsausbrüchen eines alten Narren, die ich längst kannte und oft genug von seinen Lippen gehört habe, ohne daß ich sie noch schwarz auf weiß zu sehen brauchte, besonders sagen, Josefa? Liegt er Dir so sehr am Herzen, daß Du über seine Albernheiten weinst?“

„Tante Barbara!“ rief die junge Frau ver-

wundert und verletzt zugleich durch die Gleichgültigkeit und die eigenthümliche Auffassung, womit Frau van der Meulen eine Sache behandelte, die Josefa's ganzes Lebensglück in Frage stellte.

„Hast Du denn geglaubt, der alte Mann hätte Verstand genug, um Dich zu lieben und hoch zu halten, wie Dein Vater es that und der Paul und ich?“ fragte Frau van der Meulen.

„Ich weiß, daß er mich nicht liebt,“ war Josefa's schüchterne Antwort.

„Nun, das ist Dir also nichts Neues. Glaubst Du nicht, daß es Deinem Manne angenehm sein würde, wenn er dem Alten das Gerede über Dich mit einer Hand voll Ahnen, und wären sie auch nicht mehr werth, als Viele der Eltachs, den Mund stopfen könnte?“

Josefa schwieg, aber Thränen drängten sich aufs Neue in ihre Augen.

„Weine nicht,“ ermahnte Frau Barbara nicht ohne Strenge, „sei vernünftig. Du und ich

würden an seiner Stelle dasselbe wünschen, schon des lieben Friedens halber. Und nun endlich, glaubst Du, es wäre nicht Deines, nicht jedes Mannes sehnlicher Wunsch, ein Kind zu besitzen? Ist das etwas Unrechtes? Wünschest Du nicht stündlich dasselbe? Josefa, Josefa, werde nicht ungerecht!"

Etwas wie Hoffnung und Entzücken leuchtete in dem thränenumflorten Blicke der jungen Frau, als sie rasch sich niederbeugte und die runzlichte Hand der Alten mit ihren frischen Lippen berührte.

„Aber den Vorschlag einer Scheidung, wie konnte er ihn wagen, wenn er Oswalds Liebe für unerschütterlich hält?" fragte sie nur.

„Dafür hält er sie auch nicht, mein Kind, und darauf kommt auch gar nichts an. Aber daß Du sie nicht für unerschütterlich hältst, das ist traurig, Josefa, das ist der Thränen werth. So bald sollte einer redlichen Frau der Glaube an

die Rechtschaffenheit ihres Mannes nicht abhanden kommen, wenn er sich keiner Schurkenstreiche gegen sie schuldig gemacht hat."

Josefa ließ beschämt den Kopf sinken. „Du nimmst es sehr leicht, Tante Barbara," sagte sie kleinlaut.

„Genau nehme ich's, Kind, nicht mehr und nicht weniger. Gerecht muß der Mensch bleiben, er mag Kummer haben, welchen er will. Ich habe den Oswald nicht so hoch in den Himmel gehoben, aber er konnte in meiner Meinung auch nicht so tief fallen. Kann Dein Mann durch die leichtfertige Gesinnung seines Onkels compromittirt werden, steht in dem Briefe nicht deutlich zu lesen, daß der alte Narr ins unrechte Quartier gekommen ist?"

„Ein Tropfen, der immer fällt, höhlt den Stein aus," entgegnete die junge Frau mit trübem Ernste. „Wenn je Oswald schwach würde, wenn

er mich verlassen könnte — was würde aus mir, Tante Barbara!"

„Ich hoffe, eine standhafte und ergebene Frau, Josefa. Möge nun der Herr ihn abrufen, oder sein eigenes unbeständiges Herz, das Gott lenkt, ihn Dir abwendig machen, immer wäre es Gottes Wille und Du müßtest stillhalten dazu und Dich beugen. Man wird nicht völlig unglücklich in Gehorsam und Demuth. Aber wenn je Du ihn verloren hättest durch eigene Schuld, wenn Du sein Vertrauen getäuscht oder seine Ehre befleckt hättest, wenn Deine Liebe und Dein Gehorsam und Dein Pflichteifer erkaltet wären, daß sein Herz sich von Dir gewendet hätte, dann wärst Du wahrhaft unglücklich."

Josefa hielt ein in ihrer rastlosen Wanderung durch das Zimmer, sie blieb vor der Alten stehen und legte die Hand auf die Schulter derselben. „Sprich von dem, was im Bereiche der Möglichkeit liegt," sagte sie mit stolzer Sicherheit, „oder

kann die Sonne auch ihren Schein verlieren? Aber wie dem auch sei, wie ich ihn auch verlöre, durch Gottes Willen oder der Menschen Frevel — mein Herz fände keinen Ersatz und keinen Trost, weder auf Erden noch im Himmel."

„Höre, Josefa, ich will Dir etwas sagen," erwiederte die alte Frau, „auch wenn es Dir nicht gefällt. Was die Schwärmerei der Liebe und Jugend anbetrifft, so geht es mir damit, wie Deinem Erzfeinde, dem Onkel Baron: ich verstehe mich nicht darauf. Es ist das Einzige, was ich mit dem alten Narren gemein habe. Ich stütze mich auf die Erfahrungen eines langen, nicht immer süßen Lebens, auf die Vernunft und die Bibel — es sind mir ganz gute Wegweiser durchs Leben gewesen. In meiner Jugend gab es weniger eigensinnige und verzweiflungsvolle Liebe, an die das Herz sich hängt und daran zu Grunde geht, und mehr Gottesfurcht. Ich fürchte für Dich mehr von dem Uebermaß als dem Mangel

an Liebe. In der Abgötterei dieses Gefühls kommt Dir Deine Würde vor den Menschen und Deine Demuth vor Gott abhanden; indem Du das Selbstvertrauen einbüßest, verlierst Du auch den Glauben an Deines Mannes Redlichkeit und Gottes Gnade, und quälst Dich und Andere mit ewigen Zweifeln. Eine brave, rechtschaffene Frau soll aber die heitere und unverzagte Gefährtin des Mannes sein, sein Trost und seine Freude, nicht sein Quälgeist. Davor entweicht die Liebe, von der Du so schön zu reden weißt, und Mißmuth und Ueberdruß ziehen ein an ihrer Statt."

„Tante Barbara," flüsterte die junge Frau bewegt, „glaubst Du denn, daß Oswald geflohen ist vor diesen bösen Geistern?"

Frau van der Meulen zuckte die Achseln. „Gefallen will es mir nicht ganz, daß er so lange davon geht. Entweder mußte er des Onkels Einladung zurückweisen, oder, wenn er durchaus reisen will, Dich mitnehmen. An Mitteln hätte es ihm

nicht fehlen sollen. Indessen ist es auch gerade kein Unglück, daß er es einmal ohne Dich versucht. Die Trennung wird Euch lehren, was Ihr an einander habt und Du hast Zeit, Deine Fehler abzulegen. Du hast ihm den Kopf oft warm genug gemacht."

„Meine Fehler," lächelte Josefa schmerzlich, „meine Liebe! Mein Gott, ich will mich ja bemühen, ihn weniger zu lieben, wenn es nur nicht zu spät ist."

„Das glaube ich nicht," tröstete Frau Barbara; „der Brief des Herrn Onkels zeigt ja deutlich, daß Oswald keine Lust hat, seine Frau mit einer anderen zu vertauschen."

„Mit einer anderen," rief Josefa, entsetzt bei der bloßen Vorstellung; „ich habe mir nur die Freiheit als seine zweite Geliebte gedacht, aber eine Frau — mein Gott, Tante Barbara, was finge ich an, wenn jemals seine Liebe einer Anderen sich zuwendete!"

„Das will ich Dir sagen, wenn es so weit ist, Josefa," antwortete Frau van der Meulen mit einem bemerkbaren Anflug von Ungeduld; „für heute betrachte ich den Gegenstand erschöpft. Sei besonnen und vernünftig, daß Dir Dein Glück nicht entschlüpft; noch ist es Dein."

Josefa schwieg; der bestimmte, ja ärgerliche Ton der alten, ruhigen und praktischen Frau besänftigte ihre Furcht besser, als tausend Liebkosungen es vermocht hätten; denn so gleichmüthig Frau Barbara war, so würde sie doch, wenn sie das Lebensglück ihres Lieblings wirklich bedroht gesehen hätte, sich ganz anders benommen haben. Keine von den beiden Frauen berührte diesen Gegenstand weiter. Josefa erzählte von ihrer Zeiteintheilung, ihren Beschäftigungen und Plänen, nach und nach fand sich in der Unterhaltung ein ruhiger, sicherer Ton wieder ein, und als die junge Frau spät am Abend schlafen ging, da war das Gespenst ihrer Furcht bereits in

Nebel zerflossen. Sie dankte nur Gott heiß und inbrünstig, daß Oswald den Vorstellungen und Versuchungen des alten Barons gegenüber standhaft geblieben war.

VIII.

Weihnachten mit seiner Festesfreude und seinem Lichterglanze zog vorüber, die kurzen Januartage flogen, so schien es den Bewohnern von Eltach, in eilender Geschwindigkeit nach. Die Stunden verrauschen nicht schneller, als im regelmäßigen Gange eines einfachen, arbeitsamen Lebens.

Es war nicht zu verkennen, daß trotz, oder vielleicht eben wegen der Verschiedenheit beider Naturen, der Einfluß ein höchst wohlthätiger war, den Frau van der Meulen auf das leicht erregbare Gemüth ihrer Nichte übte und es wäre wahrscheinlich entscheidend für Josefa's ganzes Wohl und Wehe gewesen, wenn die alte Frau in ihrer Einsamkeit ihr zur Seite geblieben wäre. Leider

aber überwog die Nachricht, daß ihr Bruder bedenklich erkrankt sei, alle anderen Gründe, welche für ihr Hierbleiben hätten stimmen können, um so mehr, da auch Siegmund auf einer Geschäftsreise abwesend und durchaus nicht so schnell aufzufinden war, wie des Kranken Wunsch dies erheischte. Frau Barbara also reiste schleunig ab und zwar mit der Beruhigung, Josefa heiter und aller guten Vorsätze voll zurückzulassen.

Indessen wurde die Einsamkeit derselben noch einmal unterbrochen und zwar durch einen Besuch, den sie von allen am wenigsten erwartet und gewünscht hätte.

Es war an einem Nachmittage im Februar, und das helle, klare Licht des Tages wich eben der Dämmerung, als Josefa am Fenster dem Sinnen und den Träumereien hingegeben saß, zu denen ihre Phantasie und ihr Gemüth so sehr neigte.

Da öffnete sich die Thür, ein fester, schneller

Männertritt wurde hörbar und als Josefa überrascht den Kopf wandte, stand Siegmund vor ihr. Unangemeldet und unerwartet stand er ihr gegenüber, zum ersten Male seit ihrer Verheirathung, und ihr überraschter Ausruf, der nicht wie Freude klang, war für den ersten Augenblick die einzige Begrüßung, welche sie fand.

Siegmund war ein zu feiner Menschenkenner, um nicht zu gewahren, daß die Freude wenig Antheil an diesem Laut des Erstaunens hatte, aber er wußte sich weit besser zu beherrschen, als die junge Frau vor ihm.

„Ich hoffe, ich verursache Dir keine Störung, Josefa,“ sagte er höflich, „und versichere Dich im entgegengesetzten Falle, daß sie nur von kurzer Dauer sein wird. Ich habe aber um Entschuldigung zu bitten, daß ich so unangemeldet hereintrat; der knabenhafte Wunsch, zu überraschen, verleitete mich dazu, ohne zu überlegen, ob meine Ueberraschung auch eine angenehme sein würde.“

„O Siegmund!“ antwortete sie freundlich, „ich hoffe, Du bist überzeugt davon, wenn Du bedenkst, daß ich älter und verständiger geworden bin, und wenn Du nur ein klein wenig guten Willen mitbringst, daß wir uns besser verstehen, als in früherer Zeit.“

„Ohne Tante Barbara's mächtigen Schutz, auf den ich zähle, hätte ich mich doch kaum in des Löwen Höhle gewagt,“ lachte er. „Ich will sie Dir nicht abwendig machen, Josefa, allein ich hielt es doch für meine Pflicht, da meine Geschäfte mich zufällig hier in die Nähe führten und ich nur zwei Stunden von Euch entfernt war, die Tante zu fragen, ob sie auch unter meinem sicheren Geleit heimkehren wolle.“

„Mein Gott, Siegmund!“ rief die junge Frau erschrocken, „so weißt Du es gar nicht, daß Dein Vater dem Tode nahe gewesen und Tante Barbara längst bei ihm ist? Eben heute habe ich bessere Nachricht; die nächste und dringendste Gefahr ist

beseitigt und obwohl ein langes Krankenlager in Aussicht steht, ist nicht alle Hoffnung verloren, daß Dein Vater wieder davon ersteht."

„Von dem Allen weiß ich nichts," erwiederte Siegmund betroffen. „Indessen sind, wie ich weiß, des Vaters Angelegenheiten in bester Ordnung, sein letzter Wille auf das Bestimmteste festgestellt, und wenn Du die Nachricht einer Besserung hast, so ist es doch das Beste und Richtigste, daß ich meine Geschäfte morgen früh in der Stadt erst beende, es hängt zu viel daran."

Verletzt von der berechnenden Kühle in Siegmunds Entschluß zog blitzesschnell die Vorstellung durch ihre Seele, welch' ein frostiges, liebearmes Leben an der Seite dieses Mannes ihr zu Theil geworden wäre. Was waren dagegen Oswalds Ungebundenheit und seine kleinen gelegentlichen Tyranneien, die, kaum entstanden, schon im nächsten Moment in der Fluth seiner Liebe untergingen.

Die kurze Betrachtung wurde von Siegmund unterbrochen: „Ich nehme also für eine Nacht Deine Gastfreundschaft in Anspruch, Josefa; ich will es wagen, auch ohne die mächtige Tante Barbara."

„Was wagst Du denn?" scherzte Josefa. „Ich bin ganz allein."

„Eben das ist es," erwiederte er, nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit, „ich könnte doch noch einmal meine Ruhe wagen."

Sie stand auf; „es wird finster," sagte sie ausweichend, „ich werde nach Licht schellen."

Doch er hielt sie zurück, die Aehnlichkeit der Situation mit der, wo sie vor Jahren an demselben Platze seinem Liebeswerben zu entfliehen suchte, fiel ihm selbst auf.

„Bleib', bleib' doch," bat er, fast gereizt durch die Erinnerung an die erlittene Demüthigung, „ich habe keine Wünsche mehr, die Deine Freiheit gefährden. Habe doch Vertrauen zu dem günstigen

Zufall, der unsere letzte Unterredung, so stürmisch sie auch war, doch zu Deinem Glücke lenkte; wer weiß, was heute geschieht. Es ist doch Dein Glück gewesen, Josefa, was an dem Abend wie vom Himmel auf Dich herabkam?" fragte er leiser.

„Gewiß, o gewiß," antwortete sie mit Innigkeit. „Hättest Du Deine grausamen und ungerechten Vorurtheile besiegen können, Siegmund, und hättest Du Dich überwinden können, mein Glück in der Nähe zu sehen und zu prüfen, Du würdest Oswald Abbitte gethan haben."

„Ich zweifle," sagte er kurz, aber so bestimmt, daß ein leiser Frost über das Herz der jungen Frau zog.

„Siegmund," sprach sie mit Wärme, und reichte ihm die schöne Hand, die er an seine Lippen zog, „Du willst gut und freundlich mit mir sein, nicht den Samen des Mißtrauens in mein Herz tragen?"

„Du kennst mich, Josefa," entgegnete er, „kennst mich seit Deiner Kindheit, und wenn Du mir auch nicht glauben willst, daß ich zu rechtlich zu einer solchen Absicht sei, so gestehe mir zu, daß ich zu klug dazu bin. Du weißt aus Erfahrung, daß ich nicht zu den Demüthigen gehöre, ich kann weit besser Verzeihung gewähren, als erbitten, und würde nun und nimmer vor Dir stehen, geschähe es nicht in dem vollen Bewußtsein meines Rechtes."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte sie beklommen.

„Ich meine, daß ich hier nicht stehe, um meine Worte, die ich warnend an dem Scheidewege Deines Lebens Dir zurief, zurückzunehmen. Ich war damals ab- und zur Ruhe gewiesen, nicht viel besser, wie ein feiger Verleumder, und mußte warten, bis das Leben mir die Beweise in die Hand lieferte. Jetzt habe ich sie."

Die geängstigte Frau stand auf. „Ich will

sie nicht," sagte sie, „ich hatte kein Anrecht auf die Zeit vor meinem Brautstande."

„Ich spreche auch von der Gegenwart," erwiederte er kurz, „ich weiß, man hat es hier mit Oswalds sogenannten kleinen Jugendsünden nie genau genommen."

Die Dämmerung verhüllte die tiefe Blässe, die das liebliche Gesicht der jungen Frau überzog.

„Die Zweifel Deines Herzens, Deines ungerechten Herzens, sind keine Beweise," antwortete sie mit bebender Stimme.

„Ich spreche von Thatsachen," entgegnete er ruhig. „Glaube mir, Josefa, nicht die Lust, den Ankläger zu spielen, stellt die Beweise zu Deiner Verfügung, sondern nur der sehr erklärliche Wunsch, mich und meine früheren Behauptungen vor Dir zu rechtfertigen. Von Oswald mit triumphirendem Hohn, von Dir mit mitleidiger Nachsicht behandelt, so ging ich vor sechs Jahren aus Eltach.

Ich bin nicht der Mann dazu, Hohn oder Mitleid zu ertragen."

„Er wird nicht sündigen an mir," sagte sie mit dem letzten Aufwande ihrer Kraft und ihres Vertrauens.

„Sündigen! das kann er gar nicht," erwiederte er spöttisch, „was bist Du in seiner Hand? Bist Du nicht sein Geschöpf, hast Du ihn nicht zum Herrn Deines Schicksals, zum Lenker Deines Glückes gemacht? Nun, er hat gewürfelt um dies Glück, der Herr Gemahl; der Einsatz war hoch — Liebe und Treue, — und er ging verloren."

„Siegmund, Siegmund," schrie sie entsetzt, „Du tödtest mich."

„Man stirbt nicht vor Liebeskummer," sagte er finster, „ich habe es an mir selbst erfahren."

Aber sie war ein Weib. Sie erhob sich, um ihm zu entfliehen, plötzlich jedoch schwankte sie und sank willen- und bewußtlos in seine schützend

geöffneten Arme. Die Situation war peinlicher, als er sich eingestehen mochte, etwas wie Beschämung erfüllte sein gegen derartige Schwächen sonst gestähltes Gemüth über die Rolle, die er dabei spielte. Er bettete Josefa auf das Sopha und suchte in dem halb dunklen Zimmer nach Eau de Cologne. Aber noch ehe er es fand, richtete sie aus ihrer Ohnmacht sich schon wieder auf mit der vollen Erinnerung an das Schreckliche, was sie gehört. Nur auf einem so empfänglichen Boden, wie es leider Josefa's Gemüth war, konnte die Saat des Mißtrauens so schnell reifen.

Siegmund ergriff zuerst das Wort, als er, sich neben Josefa setzend, ihre zitternden Hände in die seinigen nahm. „Josefa," sagte er, „hältst Du mich für Deinen Freund?"

Sie schüttelte heftig abwehrend das Haupt; „nein," erwiederte sie gepreßt, aber deutlich.

„Nicht?" fuhr er gereizt auf, „nun es ist, weil Du die Wahrheit nicht zu hören liebst," be-

sänftigte er sich selbst, „aber Du solltest Dich erinnern, daß nur Freunde es sind, welche den Muth haben, sie zu predigen."

„Die Täuschung war so süß," sagte sie schmerzlich.

„Auch auf Kosten Deiner Frauenwürde? Ich habe keinen Dank erwartet, darum entbehre ich ihn jetzt auch nicht; ich bin zu ehrlich, um nicht zu gestehen, daß mein gekränktes Recht mehr als Dein gefährdetes Glück mich zu diesem Schritte trieb. Aber er kann Dir doch nützen; entweder macht er Dich frei oder giebt Dir, da nun Deine Augen geöffnet sind, die Mittel an die Hand, dies unbeständige Glück sicher zu stellen. Der Onkel Deines Mannes sinnt auf Scheidung Tag und Nacht, er hat sogar meinen Vater und mich in der Stille für seinen Plan zu gewinnen gesucht."

„Er kennt seine Leute," unterbrach Josefa seine Rede mit bebender Stimme.

„Er weiß, daß mein Vater Dich achtet, daß ich Dich einst geliebt habe, vielleicht glaubt er, daß wir dem frevelhaften Spiele mit Deinem Glücke, als deine einzigen männlichen Verwandten und natürlichen Beschützer, nicht ruhig zusehen können, und daß wir in einer Scheidung für Dich die einzige Rettung sehen, wie er sie für seinen Neffen darin sucht. Allein dem sei, wie ihm wolle, der Onkel unterwühlt den Frieden Deiner Ehe von der einen, Dein Mann von der andern Seite. Nur die Erbin Tante Barbara's, die einstige Besitzerin von Eltach, ist es, die an seiner Seite lebt, und vielleicht wird diese auch den Platz behaupten; Josefa Vorbeck aber, das schöne, übermüthige Kind, das so demüthig ihr ganzes Leben in seine Hand legte, hat in seinem Herzen längst einer Andern Platz gemacht. Sieh' zu, daß die Herrin von Eltach Josefa wieder zu ihrem Rechte verhilft, wenn es noch möglich und wenn sie nicht zu stolz dazu ist."

Josefa barg ihr Haupt in die Kissen des Sopha's; obgleich es jetzt zu dunkel war, um ihr Gesicht zu sehen, hörte er doch an dem unterdrückten Schluchzen, daß sie weinte. „Ich bin nicht stolz," sagte sie nach einer Weile mit sanftem, traurigen Tone, „ich bin demüthig, Siegmund, in meiner Liebe. Ich bin keine starke Frau, die sich groß und siegend über ihr Unglück erhebt, keine fromme, die Trost findet in Gottes Willen und sich darunter beugt. Ich kann nur lieben, Siegmund, nichts weiter; sein Herz, das ist die Stätte, vor der ich im Staube liege, verdammt oder beseligt nach seinem Gebote."

Selbst er, ein Mann, stand erschüttert und erschreckt vor der unheilvollen Tiefe dieser Leidenschaft. „Josefa, weißt Du, daß das Frevel ist?" fragte er milder, als sonst seine Art war.

„Ich weiß es," entgegnete sie, „aber Gott, der die Herzen lenkt, wird mich gnädig richten; mögen die Menschen mich verdammen. Ich muß

Oswalds Liebe wieder haben und müßte ich die Welt durchwandern darnach; jetzt sage mir, wo ich sie suchen muß."

Es lag eine Feierlichkeit und Entschlossenheit in ihren Worten, die ihn etwas aus der Fassung brachte; Josefa's Leidenschaftlichkeit war nicht zu berechnen. „Ich bitte Dich, rege Dich nicht auf und compromittire Deinen Mann nicht unnütz, wenn Du doch entschlossen bist, an seiner Seite auszuharren," entgegnete er ausweichend. „Wirfst Du Stolz und Kraft und Frömmigkeit zur Seite, willst Du auch vor dem entweihten Götzenbilde im Staube liegen bleiben, dann genügen meine Andeutungen, um Dich zu lehren, wo Du die Zügel straffer anziehen mußt. Was nützen in solchem Falle Namen?"

„Siegmund, Siegmund!" rief die aufgeregte Frau wie außer sich, „hüte Dich! Wehe Dir, wenn Du ein frevles Spiel mit meiner Ruhe getrieben, wenn Du mein Herz, wie ein Spielzeug

in Deiner Hand, nur in Spott und Uebermuth gebrochen hast! Ich brandmarke Dich vor der ganzen Welt als feigen Lügner, ich kennzeichne Dich als die Schlange, die sich in mein Paradies stahl, und die Welt wird in die Schranken treten für mich und der Schlange den Kopf zertreten!"

Er war ganz bestürzt von ihrer Heftigkeit, er hatte Mühe, seine Bewegung vor ihr zu verbergen. „Thörichtes Weib, so habe Deinen Willen," sagte er mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Glaubst Du, ich würde wie ein Knabe grundlose Anschuldigungen erheben, oder würde schweigen und zum Märtyrer für Deines Mannes Ehre werden? Ich habe Dir, wie ein Freund, der ich nach langem Kampfe mit meinem mehr verlangenden Herzen geworden bin, die Augen geöffnet, habe Dich heilen wollen von schwerem Wahn, damit Du Deine Bande lösest, oder die seinigen enger knüpfst. Du aber rennst mit offenen Augen in Dein Verderben. Du hörst weder auf die Stimme der

Klugheit, noch beachtest Du die Gesetze der Mäßigung; Du wirst elender werden, denn zuvor. So wisse es denn endlich auch, was die ganze Stadt seit Monaten weiß, daß der Baron Eltach der Geliebte der schönen Schauspielerin Mühlen ist, und daß jenes Weib Alles hat, was Dir fehlt: Lebensklugheit, Mäßigung, Selbstvertrauen und Unbefangenheit. Das sind die Grazien, die ihn in Fesseln schlugen und Dir spielend seine Liebe entführten."

Die Erregung, mit welcher sie seiner Mittheilung zugehört hatte, wich gegen das Ende einer völligen Erstarrung; ohne einen Laut der Entgegnung saß sie da, und ihr Schweigen ängstigte ihn um so mehr, als die Dunkelheit ihn verhinderte, in ihren Zügen zu lesen. Er schellte und befahl Licht, und maß, ohne das Schweigen zu brechen, mit starken Schritten das stille Gemach. Der Schein der Lampe fiel auf Josefa's geisterhaft

bleiches Gesicht, er beleuchtete den stummen Jammer, der darauf geschrieben stand.

„Du hast es gewollt,“ sagte er, wie sich entschuldigend.

Sie nickte stumm und reichte ihm die Hand. „Wer sagte es Dir,“ sagte sie leise.

„O, solche Dinge pflegen öffentliche Geheimnisse zu sein, Jedermann spricht davon,“ entgegnete er. „Ich weiß nicht mehr, wer es mir sagte, aber ich weiß, daß meine eigenen Augen mich überzeugten.“

Sie richtete sich mit athemloser Spannung aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf, und er, ihre stumme Frage verstehend, fuhr fort: „Gestern Abend fand ich auf einem Spaziergange in B. ein Medaillon mit dunklem Haar, ein Ding, ohne besonderen Kunst- noch Goldwerth. Es wurde indessen wenige Stunden später als verloren ausgerufen, und ich schloß daraus, daß es der Besitzerin sehr theuer sein müsse. Als ich

eben der Polizei es ausliefern wollte, erfuhr ich, daß Fräulein Mühlen die Verliererin sei, und die Gelegenheit, die Bekanntschaft der berühmten Künstlerin zu machen, war aus mehr als einem Grunde verlockend für mich. Ich ließ mich als den glücklichen Finder melden. Ich wurde in den Empfangssalon geführt, wo sie mich einige Augenblicke auf ihr Erscheinen aus dem anstoßenden Boudoir warten ließ. Einige Schmuckgegenstände lagen in einer Jaspis-Schale auf dem Tische, an welchem ich zufällig stand, obenauf ein reiches Armband, mit dem wohlgetroffenen Portrait Deines Mannes."

Ein kurzer Schmerzenslaut entfuhr Josefa's Lippen, und ihre Augen senkten sich flüchtig auf ihren schönen, vollen Arm, an welchem ein ähnlicher Schmuck glänzte. Der Blick ihres Vetters war dem ihren gefolgt. „Ein Pendant dazu," sagte er spöttisch, „er hat also seine Aufmerk-

samkeiten zwischen Dir und der Schauspielerin ziemlich unparteiisch getheilt."

Sie überhörte den Hohn. „Weiter," sagte sie nur, während ihre zitternden Finger das Geschmeide zu lösen bemüht waren.

„Nun, die hübsche kleine Hexe, die mich überraschte, als ich eben das Portrait in der Hand hielt, nahm das, nachdem die Begrüßungsformeln und ihr Dank abgemacht waren, zum Anknüpfungspunkt. Sie fragte mich, ob ich den Baron kenne, ob ich die Aehnlichkeit nicht treffend finde und erzählte mir, daß er in Italien sei. Sie warf kaum einen Schleier über ihr Verhältniß, sie behandelte das wie etwas ganz Erlaubtes. Meine gelegentliche Andeutung, daß Oswald verheirathet sei, nahm sie mit der vollkommensten Sorglosigkeit auf. „Ich weiß," sagte sie lachend, „es soll eine Art Xantippe sein, ach, und er ist kein Socrates, der arme Baron. Man muß ihm schon deshalb ein wenig gut sein und darf ihm etwas verzeihen."

Ich fragte sie, ob sie eine so lange Abwesenheit gestatte. „Warum nicht,“ entgegnete sie heiter, „ein Wechsel ist Genuß; wo sollten wir denn auch sonst einen Maßstab für die Stärke und Beständigkeit unserer Gefühle hernehmen? Uebrigens habe ich vor, meinen Freunden — denn ich zähle auch den alten Baron dazu — eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Ich weiß, sie bringen, dem ursprünglichen Plane zufolge, die letzte Zeit ihrer Abwesenheit in Paris zu, und da in drei Wochen mein Urlaub beginnt, da ich als Künstlerin ein doppelt warmes Interesse für Paris habe, so werde ich dort die Erholung und Anregung suchen, der ich nach einer Saison wie der diesjährigen, in welcher man mich wahrhaft angestrengt hat, sehr bedürftig bin.“

„Da hast Du sie gezeichnet mit ihren eigenen Worten, Josefa,“ sagte er. „Denke Dir dazu ein jugendlich frisches Weib, voll anmuthiger Heiterkeit und glücklicher Sicherheit, voll allerliebster Koketterie, die durchaus nicht einer gewissen

Gutmüthigkeit entbehrt — und das Bild ist fertig!"

„Verlockend ist es," hauchte die junge Frau kaum hörbar und das bleiche Antlitz mit den Händen bedeckend, indem sie in die Kissen des Sopha's zurücksank.

Eine kleine Zeit lang vergönnte Siegmund ihr Schweigen, dann drängte ihn seine Ungeduld, sie zu einem Entschlusse zu vermögen. „Was willst Du thun, Josefa?" fragte er theilnehmend.

Sie lächelte müde durch ihre Thränen. „Ihn weiter lieben," sagte sie.

„Wahnsinnige! So spiele das Spiel aus," zürnte er. „Liege im Staube vor dem Frevler, der wie ein Dieb Dich um Treue und Glauben bestahl und schmähe den Mann, der Dir wehe thun mußte, als er die Trümmer Deines Glückes zu retten versuchte."

„Ich zürne ihm nicht!" rief sie voll Wärme, „ob seine Absicht das Gelingen krönt oder nicht.

Ich wäre ja unsäglich elend, Siegmund, wenn diese Stunde mich arm machte an Allem, worin das arme Menschenherz festankert, wenn je mich Zweifel beschlichen, ob Du es auch redlich gemeint hättest mit Deiner Warnung."

„Meine Freundschaft wird Dir niemals Veranlassung geben zu solchem Mißtrauen," entgegnete er ziemlich unbefangen. „Klopf' an ihre Thür, wann Du willst, umgeben von Glanz und Glück, oder in Noth und Verlassenheit, immer wirst Du das gleiche Gefühl finden."

„Siegmund, ich erinnere Dich vielleicht an diese Worte," rief die junge Frau, wie von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, „gieb Acht, daß Du dann vor Dir selbst bestehst." Dann stand sie auf, suchte mit ihrem Tuche die Thränenspuren von ihren Augen zu tilgen und klingelte nach Erfrischungen für ihren Gast.

Sie machte sich mehr als nöthig war zu thun mit den kleinen unerläßlichen Pflichten der Wirthin,

es war offenbar das Bemühen, Worten und Gedanken eine andere Richtung zu geben und einer ferneren Unterredung über Oswald zu entfliehen. Aber das Gespräch war gezwungen und einsylbig; Josefa's bleiche Wangen und ihre zuckenden Lippen verriethen nur zu deutlich, wie der Kampf weitertobte in ihrer Brust; der Gast ihr gegenüber verbarg die moralische Niederlage, die er erlitten, unter einem ernsten, mitleidigen Schweigen. Die Fragen und Bemerkungen, die noch fielen, galten der Familie im Allgemeinen. Josefa selbst gab das Zeichen zu einem ungewöhnlich frühen Aufbruch, ohne nach einem entschuldigenden Vorwande dafür zu suchen. Ihre Seelenstimmung war Grund genug, die Einsamkeit zu wünschen und erleichternde Thränen zu finden.

Siegmund war am andern Morgen bei Tagesgrauen reisefertig, die Zeit drängte, und er war froh, nicht auf eine Angelegenheit zurückkommen zu brauchen, die nicht den Ausgang genommen,

den er gewünscht und erwartet hatte. Die kräftigen Pferde brachten ihn rasch weiter; an den Feldern von Eltach ging es vorüber; es war doch eine stattliche Besitzung. Er gedachte des hübschen, freundlichen Herrenhauses, der lieblichen Frau, die darin waltete, und ein Zug des Mißmuthes legte sich auf seine feste trotzige Stirn. Es war eine verfehlte Speculation, nichts mehr und nichts weniger, und ein guter Kaufmann wie Siegmund verliert nicht den Kopf deshalb.

Josefa war weniger gefaßt; die schlaflose Nacht hatte nur dazu gedient, sie körperlich noch mehr niederzudrücken, ohne ihren Geist aufzurichten. Wie die sturmgepeitschte Fluth trübe und unklar und wild bewegt, so wogte es auf und nieder in ihrem Gemüthe. Zweifel und Schmerzen waren heraufgewühlt durch Siegmunds Worte, frevelhafte Entschlüsse, abenteuerliche Vorsätze gebar sie diese schreckliche Nacht; aber vor dem Tage zerflossen sie wie Nebelbilder und Josefa stand in stummer,

rathloser Verzweiflung vor ihrem vernichteten Glück. Das Eine stand fest: weder Vorwürfe noch Bitten sollten der Weg sein, Oswalds Herz wieder zu gewinnen. So viel Erfahrung hatte Josefa, daß die Beschämung einer überführten Schuld den Vorwürfen des eigenen Herzens statt der Reue gar leicht eine gewisse Bitterkeit gegen denjenigen beimischt, vor dem wir fehlend und gedemüthigt stehen. Es ist ganz etwas Anderes um ein freiwilliges Eingeständniß, das wir machen, entweder in dem Drange, ein schuldbewußtes Herz zu erleichtern, oder in dem Wunsche, eine Garantie für unsere Besserung zu bieten.

Beides war bei Oswald nicht der Fall; er hatte seine Schuld, wie leicht oder schwer sie nun auch sein mochte, seiner Frau verschwiegen, er hatte noch immer in stolzer Höhe über ihr gestanden und sein Fall, sie fühlte das instinctartig, würde ihn nicht allein gedemüthigt, auch erbittert haben.

Wie fehlte ihrem wilden Schmerze heute Tante Barbara's besonnen verständiges Wort! Es war so schwer, so gewagt, einen Entschluß zu fassen, der das Leben vielleicht in ganz neue Bahnen lenkt; nur die Nothwendigkeit, die auch den Schwachen stark macht, ließ Josefa handeln.

IX.

Um Mittag fuhr der Wagen zum zweiten Male zur Stadt; dies Mal saß Frau v. Eltach darin, tief in ihren Pelz gehüllt, das bleiche, verweinte Gesicht dicht verschleiert. Von dem Gasthofe, wo sie sich ein Zimmer geben ließ, ging sie zu Fuße in die Stadt. Den ersten Besten fragte sie nach der Wohnung von Fräulein Mühlen und zog eine Viertelstunde später mit bebender Hand die Klingel an der Einlaßthür. Beinahe wäre sie wieder umgekehrt, als der Ton der Glocke hell durch das hohe Treppenhaus schallte und den entscheidenden Moment herbeiführte; ihr sank der Muth, ihr fehlten die Worte, kaum daß sie Kraft fand, die Frage hervorzuflüstern, ob Fräulein

Mühlen zu Haus und allein sei. Die Zofe, welche an der Thür erschienen war, bejahte ziemlich schnippisch; ihr Uebermuth wuchs an dem zaghaften Auftreten der Dame, nur der kostbare Zobelpelz derselben hielt sie einigermaßen in Respect.

„Bitten Sie das Fräulein im Namen einer Unbekannten um eine Unterredung," sprach Josefa hastig und dem Mädchen ein Geldstück in die Hand drückend, „ich werde ihr selbst meinen Namen nennen."

Vergebens suchte das Mädchen mit ihren neugierigen Augen das Spitzengewebe des Schleiers zu durchdringen, welches ihr die Züge der Dame entzog. In dieser Weise pflegten wohl Männer ihren vermittelnden Einfluß in Anspruch zu nehmen, aber eine Frau? — Indessen war es doch das rechte Mittel gewesen, ihre Zunge und ihren Willen geschmeidig zu machen, nach wenigen Augenblicken erschien sie wieder mit der Meldung, daß das Fräulein die gnädige Frau erwarte.

Wankend folgte Josefa der Voraneilenden, kaum trugen sie ihre bebenden Kniee.

Sie fühlte, wie es dunkel wurde vor ihren Augen, sie sah nichts um sich her, als nur undeutlich die Umrisse einer weiblichen Gestalt, die in der Mitte des Gemaches stand und der Eintretenden sich anmuthig entgegenneigte.

Als die Zofe das Zimmer verlassen und die Thür wieder hinter sich geschlossen hatte, schlug Josefa den Schleier zurück und stumm und prüfend standen die beiden Frauen einander gegenüber. Josefa war im Nachtheil, das bleiche verweinte Gesicht, die tiefen blauen Ringe, welche diese schmerzdurchwachte Nacht um die schönen Augen gezogen, die Oswald so oft in glücklichen Stunden seine Sterne genannt, der ganze unendliche Jammer, der über ihre zarte Gestalt gegossen war und sie beugte, Alles das ließ ihr Bild erbleichen neben der strahlenden lebensfrischen Gestalt der Schauspielerin.

Mit einem Blicke hatte diese auch ihren Vortheil erkannt und erfaßt. Die Spannung, in welche die geheimnißvolle Anmeldung sie versetzt, wich dem angenehmen Gefühle der Sicherheit, mit welchem gutmüthige Personen Hülfesuchenden gegenüberstehen, und der Fremden näher tretend, fragte sie verbindlich: „Womit kann ich Ihnen dienen, und wen habe ich die Ehre zu empfangen?“

„Es ist ein ganzes Leben, mein Fräulein, was in Ihrer Hand liegt, ein Leben mit seinen Erinnerungen und Hoffnungen,“ sagte Josefa mit zitternder Stimme und einem verrätherischen Zucken der feinen Lippen, „und mein Name ist Josefa von Eltach.“

Als ob der Blitz sie gestreift hätte, fuhr die Schauspielerin zurück; von allen Namen der Welt hätte sie diesen am wenigsten zu hören erwartet. Aber zu vertraut mit dem Wechsel der Gefühle und zu geübt, um ihn nicht vollkommen zu beherrschen, richtete sie sogleich zu voller imponirender

Höhe sich auf und etwas wie herausfordernder Trotz und herber Stolz legte sich auf das vorhin so angenehme Gesicht, als sie Josefa befremdet anblickte.

Diese verstand die stumme Antwort, sie begriff die ganze Demüthigung und Hoffnungslosigkeit der eigenen Lage, sie empfand plötzlich, was sie gewagt hatte, rückhaltlos dem Edelmuthe und dem Zartgefühl einer ihr gänzlich unbekannten Person ihr Schicksal anheimzugeben, und Thränen füllten ihre Augen.

„O, seien Sie gütig," bat Josefa traurig und mit dem ganzen Reiz der Kindlichkeit, der ihr trotz mancher Schmerzen und Enttäuschungen ihres Lebens geblieben war, „entmuthigen Sie mich nicht, ich bedarf der Stütze so sehr."

Der weiche Klang in ihrer Stimme, die ganze liebreizende Erscheinung Josefa's brachte die Künstlerin etwas außer Fassung. Sie hatte, als sie den Namen der Fremden erfuhr, auf eine Scene

voll Vorwürfe und schneidender Bemerkungen sich gefaßt gemacht, auf den ganzen Zorn einer in ihren heiligsten Rechten verletzten Gattin, — und nun stand dieses gekränkte Weib vor ihr als eine Bittende! War denn auch das die Frau, die man leichtfertiger Weise als eine Xantippe, als Oswalds Hauskreuz bezeichnet hatte?

Das weichere Gefühl mochte auf ihrem Gesichte sich spiegeln, als sie Josefa schweigend zu einem Sitze leitete und ihr gegenüber Platz nahm; denn die junge Frau brach plötzlich in Thränen aus und sagte mit unterdrücktem Tone: „Wenn Sie wüßten, wie schwer mir dieser Weg geworden ist!"

„Und nun," fragte die Künstlerin, welche plötzlich an Josefa's Statt von Befangenheit ergriffen wurde, während Jene Muth und Zutrauen gewann, „wollen Sie mir nun offen sagen, was Sie quält und welche Hülfe ich Ihnen leisten soll?"

„Geben Sie mir meines Mannes Liebe zu-

rück," sagte das junge Weib, langsam aufstehend und an allen Gliedern zitternd, „thun Sie es um Gottes Barmherzigkeit willen! Nein, unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie mich erst an, ehe Sie mir vielleicht eine grausame Antwort geben. — Ich habe ihn geliebt schon in den dämmerhaften Tagen der Kindheit; was sonst auch unentfaltet in mir schlummerte, bis die Reife der Jahre es erweckte, dies Gefühl hatte Gott fertig in mein Herz gelegt. Es ist die Qual und das Glück meines ganzen Lebens gewesen. Und dann kam der Tag, wo ich seine Frau wurde vor Gott und Menschen, wo er mich an sein Herz nahm und schwur, mich zu lieben und zu schützen sein Leben lang. Was soll ich Ihnen davon sagen? Mir war, als hätte ich den Himmel gestürmt, ich vergaß Gott und Menschen in meinem Siege. Und maßlos wie im Siege, war ich im Genusse, ich konnte mein Herz nicht sättigen und machte mich zur Sclavin meines Glückes, umsonst versuchend,

ihn in das gleiche Joch zu zwingen. Eine Natur wie die seinige beugt sich nicht, weder dem Glücke noch dem Unglücke — ich erkannte das zu spät. Indem ich um seinen Verlust bangte, auf meine Rechte und Ansprüche einer Gattin mich stützte, zog ich in liebender Furcht die Fäden fest und fester, die seine Freiheit beengten, bis er im Bewußtsein seiner Manneswürde die Fesseln zerriß. Als ich inne wurde, daß er frei war, ergriff mich eine sinnlose Angst, ich konnte ihn nicht verlieren, ich wollte mich bessern und ich lernte, meine thörichten Wünsche zu unterdrücken, ruhig zu bleiben, wenn das Herz mir zu zerspringen drohte vor Angst und Ungeduld, ich lehrte meine Lippen lächeln, wenn sie im Weinen zuckten, ich mußte ihn mit anderen Banden an mich knüpfen."

„Gelang es Ihnen?" fragte die Schauspielerin bewegt, als Josefa erschöpft einen Augenblick inne hielt.

„Ich glaube es," erwiederte sie traurig, „ich

hatte ja gelernt, die kleinen Eifersüchteleien zu unterdrücken, die ich bei jeder Aufmerksamkeit empfand, welche er anderen Frauen zollte."

„Und nun?" fragte die Künstlerin gespannt.

„Nun weiß ich, daß er sich von mir gewandt hat," entgegnete sie tonlos, „und daß ich einen Kampf eingehen soll um seinen Besitz, der über meine Kräfte geht. Dem Muthigen gehört die Welt, aber mein Herz ist verzagt — wie stände es sonst in Thränen vor Ihnen!"

„Fassen Sie doch Muth, gnädige Frau!" tröstete das junge Mädchen, indem sie die eigene Bewegung unter einem sorglosen Lächeln zu verbergen strebte, „und legen Sie keinen unnöthigen Werth auf Huldigungen, die, einer Künstlerin gebracht, viel von dem Feuer des Enthusiasmus und wenig von der Wärme der Liebe an sich tragen. Baron Eltach ist ein warmer Verehrer der Kunst, seine Anerkennung ist schmeichelhaft

und ehrend für mich gewesen; ein häufiger Verkehr, der eben durch sein Interesse für die Kunst gefördert wurde, war vielleicht anregend für uns Beide."

Josefa machte eine heftige, abweisende Bewegung mit der Hand. „Speisen Sie mich nicht mit leeren Worten ab, wo meine Seligkeit von der Wahrhaftigkeit Ihres Geständnisses abhängt. Ich habe nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Freund, der mir zur Seite stände, ich habe kein Kind, woran ich mich erheben könnte, ich glaube oft, ich habe keinen Gott mehr, wenn Sie mir meinen Gatten nehmen; denn den ich nicht gesucht habe im Glück, vermag ich nicht zu finden im Elend!"

Die Schauspielerin stand erschüttert auf. „Wohlan," sagte sie fast feierlich, wie zu einem Entschlusse sich sammelnd, „was muß ich thun, um Ihrem Herzen den Frieden, um dies friedensreiche Herz Ihrem Gott wiederzugeben?"

Unwillkürlich faltete Josefa die zitternden Hände wie zum Dank.

„Meinen Mann nicht wiedersehen, niemals," bat sie leise, aber bestimmt. „Geben Sie darauf mir Ihr Wort und ich scheide von Ihnen mit Segen."

„Unmöglich," erwiederte die Schauspielerin rasch, während eine unverkennbare Bewegung sie ergriff, „das ist ja unmöglich. Bauen Sie fest auf mein Versprechen: ich werde Wort und Blick und Gedanken hüten, daß sie dem Treubruch wehren; ich werde es nicht zugeben, daß Ihr Herz neuen Leiden unterworfen wird, aber ich kann nicht das Gelübde ablegen, Baron Eltach nicht wiederzusehen. Verlangen Sie das nicht; ich würde mein Wort nicht halten können und nähme Ihnen damit den Glauben an die Redlichkeit meines Versprechens."

„Sie wollen das nicht," stammelte Josefa, „lieben Sie ihn denn so sehr? O, Ihre Erin-

nerungen sind ja nicht mit ihm verknüpft, wie die meinigen. Sie haben ja ein Leben gekannt ohne ihn! Sie haben Ihren Beruf, Ihre Kunst, die Bewunderung der Welt — ich habe dies eine Herz auf Erden — es ist mir Alles!"

Die Künstlerin bedeckte mit der Hand ihre Augen, um ihre Rührung zu bemeistern. „Es wird Ihnen bleiben, dies Herz," sagte sie bewegt, „wer könnte solcher Liebe widerstehen! Und es hat Sie nie verlassen, behaupte ich; das Herz niemals," fuhr sie traurig fort, „ich habe es geahnt, daß ich es nicht besaß."

Ein süßes, dankbares Lächeln flog um die bleichen Lippen der jungen Frau. „Also das Band ist zerrissen!" rief sie mit bebender Stimme.

Aber das junge Mädchen schüttelte ernst verneinend das Haupt und eine tiefe Blässe bedeckte ihre Züge, als sie mit leiser Stimme deutlich sagte: „Das Band, das uns verknüpft, zerreißt kein Gott."

„Aber wenn er Sie nicht liebt, wenn Sie gelobten, ihn weder durch Wort noch Blick in Versuchung zu führen," erwiederte Josefa verwirrt, „was kann Sie binden an ihn?"

Die Schauspielerin sprang auf, unfähig, ihre Bewegung länger zu bekämpfen. „Sie fragen mich viel, gnädige Frau," erwiederte sie, während sie bleich und bleicher wurde, „zu viel, nachdem ich Sie beruhigt und getröstet habe, zu viel für meinen Stolz, zu viel auch für Ihr eigenes Glück und liebevolles Gemüth. Was ich versprochen, halte ich — ich kenne den Weg genau, den ich zu gehen habe: er kreuzt nicht Ihren Frieden, aber er meidet auch nicht Ihren Gatten. Vergeben Sie mir jede bittere, angsterfüllte Stunde, die Sie meinetwegen gehabt haben — der Sieg ist auf Ihrer Seite."

Eine plötzliche Ahnung durchzuckte die gefolterte Seele der jungen Frau bei den dunklen Worten der Künstlerin. „Martern Sie mich nicht!" rief

sie mit hervorbrechender Leidenschaft, „lassen Sie mich nicht langsam sterben. Ich fühle es, daß Etwas unausgesprochen zwischen uns liegt, Schmerz und Noth — aber wessen sind sie? O, seien Sie gütig, haben Sie Nachsicht mit meinem Herzen, das weniger gestählt als das Ihre, nur stark in Liebe ist. Gießen Sie sie mit einem Male aus, die Fülle der Schmerzen, die in Ihren verhaltenen Thränen liegt — ich kann nicht so lange leiden!"

Erschüttert, bewegt von den widerstreitendsten Gefühlen, blickte die Schauspielerin auf die Frau, die, fern davon zu richten, wie eine demüthige Bittende vor ihr, der Schuldigen, stand.

Aber sie beugte sich widerstandslos vor der überwältigenden Macht dieser Liebe; alles Bedenken, alle Berechnung schmolz dahin vor dem rührenden, ängstlichen Flehen dieses tiefgekränkten Herzens.

„Das Band, das mich an Ihren Gatten

knüpft, ist unzerreißbar," sagte sie endlich langsam, und die glänzenden Augen fest auf Josefa richtend. „Gemeinsame Schuld verbindet, wie gemeinsame Liebe — ihr fehlt nur das Glück." Sie hielt inne, aber Josefa erleichterte ihr das Fortfahren durch keine Sylbe; athemlos, in übermenschlicher Spannung hielt sie den Blick unverwandt auf die Künstlerin gerichtet, die mit Anstrengung fortfuhr:

„Ich weiß, nun ich Sie gesehen, daß Baron Eltach nie mein gewesen, daß er es nimmer werden kann; aber er bleibt ewig der Vater meines Kindes."

Ein einziger Schrei tiefsten unsäglichsten Leides durchzitterte das stille Gemach — dann herrschte Schweigen. Endlich sagte das junge Mädchen demüthig: „Sie haben es gewollt, gnädige Frau, Sie verlangten dem Unglück ins Angesicht zu sehen, nun seien Sie auch muthig."

Josefa schrak zusammen, sie seufzte tief auf und ließ sich dann still nach dem Sopha geleiten,

auf dessen Kissen sie das todesmüde Haupt stützte, während die Schauspielerin vor ihr stehen blieb.

„So weit hat er sich verloren von mir," sagte sie endlich bitter, „und Gott ließ es zu! Was alle meine Liebe ihm nicht geben konnte, das giebt ihm nun die Schuld!"

„Richten Sie Ihren Gatten nicht nach dem Herkommen der Welt," bat die Schauspielerin ernst, „richten Sie ihn nach der Stimme Ihrer Liebe, deren Macht auch ich mich gebeugt habe, als ich Worte für mein Schuldbekenntniß fand. Sie dürfen die Schuld eines Mannes, der aus den Bahnen strenger Sitte weicht, nicht messen mit dem Maße, womit eine pflichtvergessene Gattin gerichtet wird. Eine Frau hat tausendmal im Herzen gesündigt, ehe die That an sie herantritt. Wie viele verbotene Gedanken sind wohl hinüber- und herübergeflogen, wie manches glühende Wort ist gefallen, ehe sie fiel. Es liegen viele Stunden des Besinnens dazwischen, selbst der Reue, aber

weil die Liebe ausgezogen aus ihrem Herzen, geht auch die Treue, und darum eben ist der Fehltritt der Frau so viel schwerer, als der des Mannes. Denn ein Mann kann sündigen im ersten Sinnenrausche und sein Herz bleibt unberührt davon. Der Mann strauchelt, aber er fällt nicht; seine Liebe und die Treue des Herzens haben mit seinem Irren nichts gemein."

Josefa richtete das bleiche Gesicht aus den Kissen auf. „Warum wünschen Sie, daß ich verzeihe?" fragte sie traurig.

„Weil auch ich ihn liebe," entgegnete die Schauspielerin, „und weil ich fühle, daß sein Leben an Ihnen hängt, nicht an mir. Ich kannte ihn lange, ehe ich erfuhr, daß er verheirathet sei, und hatte ihn geliebt seit unserem ersten Begegnen.

Zu dem warmen Interesse, das mir seine Persönlichkeit einflößte, gesellte sich das Mitleid, als sein Onkel, der alte Baron, mir die traurigste, aber wie ich jetzt sehe, zugleich unwahrste

Schilderung seiner Häuslichkeit und seines ehelichen Lebens entwarf, und diese Theilnahme fand ihren Ausdruck in einer größeren Aufmerksamkeit und Bevorzugung, als ich je einem Manne habe zu Theil werden lassen. Er selbst vermied stets, von seiner Gattin zu sprechen; aber ich vergesse nicht, wie kühl und ernst und ablehnend er einst eine gelegentliche Aeußerung seines Onkels über dieselbe zurückwies. Ob mein sichtbares Interesse seiner Eitelkeit schmeichelte, ob meine künstlerischen Leistungen und der gesellige Verkehr meines Hauses ihm wirklich Genuß boten — genug, er kam oft; öfter als meiner Ruhe gut war. Er konnte über meine Liebe zu ihm nicht in Zweifel sein, ich zwang mich um so weniger, sie zurückzuhalten, da ich ihn für unglücklich und trostbedürftig hielt, da endlich die Würde und Discretion, mit welcher er auch die leiseste Andeutung unglücklicher Verhältnisse vermieden hatte, meine Bewunderung für ihn nur steigerte. Ich hielt ihn für einsam und

unverstanden, ich trug ihm die Liebe meines Herzens, an welches Niemand ein Anrecht hat, offen und voll entgegen — wollen Sie ihn verdammen, daß er in einer schwachen Stunde sie annahm?"

Josefa schüttelte das Haupt, aber sie weinte tief und schmerzlich. „Meine Vertheidigung besteht nicht vor der Moral, nicht vor dem nothwendigen Gesetze der Sitte und des Lebens, ich weiß das," fuhr die Schauspielerin fort, „aber sie besteht vor Gottes Gnade und Milde, die unsere Schwächen verzeiht, sie besteht auch vor der wahren, großen Liebe des Menschenherzens, die ein Funke der Göttlichkeit ist."

Josefa's Thränen flossen unaufhaltsam, aber die erste Heftigkeit ihres Schmerzes ließ nach unter den tröstenden Worten der jungen Künstlerin, die unbedenklich die schwere Schuld allein auf sich nahm. „Wie beredt ist Ihre Vertheidigung," sagte Josefa, „wie theuer muß er Ihnen sein!"

„Glauben Sie denn, gnädige Frau, ein Weib kann, wenn es nicht ganz verworfen ist, seine Ehre dahingeben ohne Liebe?" entgegnete die schöne Sünderin traurig. „Ich bin sehr jung den traurigsten und unglückseligsten Verhältnissen des Elternhauses entflohen, um meinen Weg durch die Welt zu suchen. Ich habe gar keinen Anspruch auf Nachsicht und Verzeihung, aber Ihr Glückverwöhnten, Ihr Liebebeschützten, richtet sie milde, die Einsamen und Schwachen, die keine Stütze, keine Warner haben auf schlüpfrigen und gefahrvollen Pfaden und gedenkt daran, welche Kämpfe vorausgingen, ehe sie fielen."

Josefa nahm die Hand nicht von den thränengefüllten Augen, aber sie reichte, wenn auch abgewandten Blickes, die andere der Schauspielerin. „Ich richte auch nicht, ich verzeihe," sagte sie mit gebrochenem Ton, „aber wer wird noch Frieden finden von uns, wenn nicht ich das Opfer werde?"

Die Schauspielerin sah unschlüssig auf die Weinende; „ich kann über mein eigenes Leben verfügen, ich kann aber nicht mein Kind des Vaters berauben, ehe es noch das Licht der Welt erblickt hat," sagte sie ernst.

Ihre Worte weckten Josefa aus der widerstandslosen Traurigkeit, der sie sich hingegeben hatte. „Es lebt noch nicht?" fragte sie hastig; „Oswald hat es noch nicht voll Glück und Zärtlichkeit an seine Brust gedrückt?"

Die Künstlerin schüttelte leise erröthend das Haupt; „er weiß es noch gar nicht, daß sein heißester Wunsch, ein Kind zu besitzen, ihm gewährt wird, gewährt als Strafe seiner Schuld. Dies Kind wird trennend zwischen ihm und Ihnen stehen und nicht vereinigend zwischen ihm und mir; es wird nichts wissen von dem Stolz und der Zärtlichkeit eines Vaters. Und doch," fuhr sie bewegt fort, „doch darf ich seine Rechte nicht eigenmächtig aufgeben, bis es selbst

das nicht thut, nach fruchtlosem Hoffen und Versuchen."

Gluth und Blässe wechselten auf Josefa's Gesicht, sie drückte die Hände fest auf das pochende Herz und rang endlich mühsam und kaum verständlich die Worte heraus: „Geben Sie es mir, lassen Sie mich die Mutter sein, auf daß er mich treu liebe in dem Kinde und das Kind in mir."

Der Vorschlag kam der Schauspielerin so unerwartet, daß sie betreten schwieg, und Josefa, welche dies Schweigen für eine Weigerung hielt, fuhr leidenschaftlich fort: „Ist es nicht ein frommer Betrug, gebe ich nicht das Kind dem Vater, ist es nicht nur das eigene Herz, was ich belüge? Und glauben Sie nicht, daß ich Oswalds Kind lieben werde um des Vaters willen? daß mein Gefühl nicht reich und stark genug ist, die Kränkung zu vergessen, die für mich in seiner Geburt liegt? O, mein Gott, was zögern Sie! Ich

sichere dem Kinde den Namen, der ihm gebührt, und tilge den Makel, der darauf ruhen würde; ich gebe es für immer dem Vater und dessen Schutz und Liebe zu eigen, ich reiße die Scheidewand nieder, die Reue und Scham einst zwischen ihnen errichten könnten, und will es lieben mit Dankbarkeit und Treue!"

Die Schauspielerin rang in rathloser Unschlüssigkeit die Hände und die stürmisch erregte Frau bat weiter. „Können Sie noch schwanken, wo es das Glück so vieler Menschen, die eigene Ehre und Ihres Kindes Zukunft gilt? Geben Sie ihm nicht das reichste Erbtheil und Vorrecht eines Kindes: einen geachteten Namen, eine gesicherte Stellung, die Liebe und den Schutz eines stolzen und beglückten Vaters? Ist es nicht die schönste Sühne seiner Schuld, wenn ich, der vergangenen Schmerzen vergessend, Oswald sein Kind in die Arme lege; oder wissen Sie eine einfachere Lösung dieser unseligen Verhältnisse?"

„Nein,“ sagte die Schauspielerin nachdenklich, „und vielleicht ist es sogar meine Pflicht, Ihren Vorschlag anzunehmen. Ich gebe mein Kind dahin, noch ehe es meine Augen erschaut haben, aber ich darf meine Gefühle nicht in Anschlag bringen, wo es sich um dieses Kindes Zukunft handelt. Ich weiß,“ fügte sie bewegt hinzu, „Sie werden es nimmer büßen lassen, was die Mutter verbrach.“

Josefa schüttelte stumm das Haupt. „Niemals,“ sagte sie mit thränenerstickter Stimme, „o, niemals! Es soll das Kind meines Herzens sein, ich will es erziehen mit mütterlicher Treue. Sein Dasein soll Glück verbreiten, nicht Schande und Elend, und auf seinem Haupte soll der Segen meiner verzeihenden Liebe ruhen.“

„So willige ich ein,“ sagte die Schauspielerin entschlossen, „aber ziehen Sie nicht vor, mit Wissen und Willen Ihres Mannes die Mutter meines Kindes zu werden, glauben Sie nicht, daß

die Großherzigkeit dieses Entschlusses, die Kraft dieser selbstverleugnenden Liebe ihn rührt und beschämt, daß sie der Talisman werden wird gegen jede künftige Versuchung?"

„Nein, nein," rief Josefa schnell mit wiedererwachter Aengstlichkeit, „er könnte der wahren Mutter seines Kindes ja nie ein warmes Interesse versagen, und es bestände zwischen Ihnen eine Gemeinschaft, an der ich nicht Theil hätte. Ich fände keinen Frieden, und ich würde ihn demüthigen, statt ihn zu beseligen. Er würde mich bewundern, aber nicht mehr lieben — denn Oswald darf und will nicht hinaufschauen zu seiner Frau."

„Und fürchten Sie nicht die ungeheure Schwierigkeit, das Wagstück, Ihrem Manne gegenüber?" fragte die Schauspielerin zögernd.

„Nein," erwiederte Josefa entschlossen, „der glühende Wunsch, mir Oswald zu erhalten, durch meine Liebe das zu werden, was die Natur mir

versagt: die Mutter seines Kindes, das wird mir Kraft geben. Könnte er mir denn auch zürnen, daß ich meine Schmerzen nicht geachtet habe, daß ich sein Kind lieben und ihm sichern will, was eine schwache Stunde des Vaters ihm nahm: einen makellosen Namen?"

Die Künstlerin lächelte durch ihre Thränen. „So nehmen Sie Beide, Vater und Kind," sagte sie weich, „möge so viel, so unendliche Liebe zum Segen für Sie selbst werden! Lassen Sie mich für die Ausführung des Planes sorgen, ich habe dazu mehr Mittel, vielleicht auch mehr Weltkenntniß und Gewandtheit."

Josefa erhob sich, kaum beruhigt für den Augenblick, voll Hast und zitternder Ungeduld für die Zukunft. Fiebergluth brannte auf ihren Wangen und in den leuchtenden Augen. Tausend Bilder und Pläne wogten in ihrem Kopfe, aber der zarte Körper war so ungeheuren Anstrengungen nicht gewachsen, das Bedürfniß nach Ruhe machte sich

mit unabweisbarer Macht geltend und Josefa fühlte, daß ihre zitternden Kniee sie nicht mehr zu tragen vermochten. Der Fiaker, den sie gewünscht, stand bald vor der Thür; vergebens bemühte sich die Zofe auch jetzt, das Gesicht der Tiefverschleierten zu erspähen. Das Ziel der Fahrt war ein dem Hotel nahe gelegener großer Platz, wo Josefa aussteigen wollte; so wirr und müde ihr Kopf war, sie vergaß keine Vorsicht. Als sie sich zum Gehen wandte, reichte sie der Schauspielerin beide Hände dar und diese zog dieselben inbrünstig und mit überströmenden Augen an ihre Lippen.

Zwei Stunden später kam Josefa wieder in Eltach an; sie war erschöpft und fieberhaft; der Arzt, den sie selbst herbeiholen ließ, empfing in dieser Stunde die ersten Andeutungen der Hoffnung, in welcher die Liebe und Treue der Gatten eine neue Vereinigung finden sollte.